



# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Lebensbrot. Gedanken eines Pfarrers. . . . .	41
Der Streit um die Volkshochschule. Von Karl Jentsch . . . . .	50
Konfirmation. Von Rudolf Schwarke . . . . .	55
Ruf den Krina. Von Alice Schafek . . . . .	58
Courtisanes. Von Lothar Schmidt . . . . .	67
Verse. Von Camillo Hoffmann . . . . .	72
Drei Briefe. Von Häcker, Schaufel, Heinrich Mann . . . . .	73
Das neue Opernhaus . . . . .	77

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



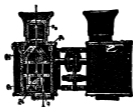
Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1906.

## Goerz-Friöder-Binocles



Bis jetzt ca. 95 000 Stück geliefert.

Für Theater, Jagd, Reise, Sport und Militärdienst. Unübertroffen an Bildschärfe. Viermal grösseres Gesichtsfeld als Operngläser alter Construction. In vielen Armeen eingeführt und amtlich empfohlen. In Tragen und Handhabung bequem. Erhältlich bei den Optikern aller Länder und bei

Optische  
Anstalt

# C. P. Goerz

Aktien-  
Gesellsch.

Berlin-Friedenau 56.

LONDON

NEW YORK

PARIS

**Hervorragendes Tafel-  
und Gesundheits-Wasser**

# Namedy Sprudel

**Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.**

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 14. April 1906.

### Lebensbrot. \*)

Damit die Wenigen das geistige Prachtgewand der Menschheit weben, dichten, malen, komponiren, forschen, philosophiren können, müssen die Vielen von dieser edlen Thätigkeit ausgeschlossen und auf grobe und schmutzige Muskelarbeit beschränkt bleiben. Wir haben uns über diese harte Wahrheit ziemlich getröstet mit der Thatfache, daß es nicht nur ein Lebensalter, sondern sogar ganze Volksschichten giebt, die von dieser bösen Differenzirung noch nicht ergriffen werden. Doch einen noch besseren Trost gewährt es, wenn wir uns das Kulturleben unter dem Bilde der Ernährung vorstellen, statt unter dem der Bekleidung. Die Seelenspeise ist ein Jedermann geläufiges Bild und jeder Berliner kennt den Ausdruck *nutrimentum spiritus*; aber nicht Viele werden sich durch Nachdenken davon überzeugt haben, in welchem Grade dieses Bild die Natur des Geisteslebens verstehen hilft.

Das Thier hat Lust- und Unlustempfindungen, die hervorgebracht werden durch die Befriedigung oder Nichtbefriedigung seines Nahrung- und Begattungstriebes, seines Bedürfnisses, zwischen Ruhe und Bewegung zu wechseln, die Integrität seines Leibes und eine gewisse Temperatur zu wahren. Zu diesen Empfindungen treten bei den höheren Gattungen durch Auge und Ohr vermittelte Vorstellungen, die aber den Zustand des Thieres nur so weit modificiren, wie sie dem durch die niederen Sinne vermittelten Behagen dienen. Verheissen sie eine baldige Befriedigung, so erregen sie Lust; künden sie eine Gefahr an, so behüten sie durch unlustvollen Schrecken vor größerer Unlust. Nur bei den allerhöchsten Thieren, namentlich bei Hunden, Affen, singenden und sprechenden Vögeln, bemerken wir ein Interesse, das nicht den vegetativen

\*) Von einem alten Pfarver.

und sexuellen Trieben dient, sondern den Beginn eines geistigen Lebens ankündigt, auf dessen Dürftigkeit die Dürftigkeit seiner Ausdrucksmittel uns schließen läßt. Herbart meint, abgesehen von den Hindernissen, die in der leiblichen Organisation, im anatomischen Bau liegen, werde selbst ein so kluges Thier wie das Pferd an der Ausbildung eines wirklichen Geisteslebens schon durch das frühe Erwachen des Geschlechtstriebes gehindert. Macht es nicht beinahe einen peinlichen Eindruck, wenn man das edle Pferd mit dem Maul den Straßenschmutz, den intelligenten Elephanten mit dem Rüssel den Boden seines Käfigs nach etwas Eßbarem absuchen sieht?

Ganz anders der Mensch. Die vegetatio-animalische Periode, wo das Kind alle Gegenstände, die es ergreifen kann, an oder in den Mund führt, geht bald vorüber. Das Lächeln des Jährlings beweist mir, daß sein Geist erwacht ist. Mein eigenes Lächeln, vielleicht auch nur das Blinken meiner Brille bereitet ihm eine Freude, die in keiner Beziehung steht zu irgendwelchen physiologischen oder chemischen Prozessen seiner Leiblichkeit. Und von da ab wächst seine geistige Persönlichkeit in beschleunigtem Tempo. Alle vier Lebensäußerungen des Geistes treten deutlich hervor. Im Verständniß des Gesprochenen und in der richtigen Antwort offenbart sich der Intellekt. Im Jorn über erlittenes Unrecht und in der dankbaren Härlichkeit gegen die freundlich Gefinnten die sittliche Anlage. In unermüdblichen Redeübungen und Spielen der Wille, durch thätiges Eingreifen die Außenwelt umzugestalten und sich als selbständigen Energieträger neben allen anderen zu behaupten. Erst zuletzt stellt sich die ästhetische Werthung ein; zunächst an Melodien geübt, dann an farbigen Bildern und Gestalten; gemalte Bilder interessieren nicht wegen ihrer Schönheit, sondern nur als erkannte Abbilder von wirklichen Dingen. Wie tief steht doch, nebenbei bemerkt, der Hund unter dem zweijährigen Kinde! Auch der klügste Hund wird ein bunt bedrucktes oder bemaltes Stück Papier niemals mit den Augen prüfen, sondern immer nur mit Nase und Zunge, auf einen etwa vorhandenen Fettgehalt. Nun giebt es freilich Gedächtnismenschen, in deren Kopf die Kenntnisse ohne organischen Zusammenhang geschichtet da liegen wie Bücher in Schrankfächern, ohne daß die Persönlichkeit davon berührt, ergriffen, umgestaltet würde: wandelnde Universallexika. Aber der gesunde Durchschnittsmensch, seine Kapazität mag groß oder klein sein, assimiliert die aufgenommenen Vorstellungen, verwandelt sie in eigene Gedanken, Empfindungen, Pläne, Entschlüsse, in sein eigenes geistiges Fleisch und Blut, verwendet sie zum Aufbau seiner eigenen geistigen Persönlichkeit, bis diese die ihrer Anlage gemäße Fülle und Reife erlangt hat. Nicht Zufagendes wird ausgeschieden: aus dem selben Buch schöpfen der Christ und der Atheist, der Aristokrat und der Demokrat, der Monarchist und der Republikaner die Bestätigung ihrer Ueberzeugungen. Was die beschränkte Kapazität nicht faßt, wird, wenn es andringt, abgestoßen. Entweder bleibt es ganz unverstanden

und wird darum, mag man auch hören oder lesen, gar nicht in den Geist aufgenommen; oder es wird zwar aufgenommen, aber, weil es keinen Raum oder keinen Anschluß findet, sofort wieder ausgeschieden, vergessen. Die Meisten wachsen nach vollendetem leiblichen Wachsthum auch geistig nicht mehr oder nur noch wenig; was dann noch aufgenommen wird, dient nur dem das erlangte geistige Leben erhaltenden Stoffwechsel. Menschen von großer Kapazität wachsen bis ins höchste Alter. Ein großer Mensch wird in der Regel ein Mensch sein, der die von vielen anderen Menschen produzierten Kenntnisse, Gefühle, Strebungen in sich aufgenommen und verdaut hat. Freilich ist menschliche Größe nicht quantitativ, sondern intensiv zu verstehen. Sittlicher Heroismus, politische Thakraft, Künstlergenie bedürfen zu ihrer Bethätigung keiner Gelehrsamkeit, werden durch solche eher an der Entfaltung gehindert. Aber sie sind gewöhnlich auch mit einer bedeutenden Kapazität verbunden, so daß sie, wenn nicht Bücherwissen, doch einen reichen Schatz von Lebenserfahrung, von Welt- und Menschenkenntniß in sich aufnehmen und verdauen. Leute, die sich darauf versteifen, nach Aneignung der Elemente alles Uebrige aus sich selbst zu produziren, verrennen sich in Einseitigkeit und in die Enge eines kleinen, geschlossenen Gedankentreibes, wie Eugen Dühring, dessen hochmüthige Verachtung der Wissenschaft Anderer durch das körperliche Leiden gefördert wurde, das ihn am Lesen verhindert. In der Regel also wird ein großer Mensch viele andere große und kleine Menschen verpeist haben. Denn wir nehmen nicht nur die Kenntnisse unserer Lehrer in uns auf, sondern, namentlich in der Jugend, ihre ganze Individualität. Heißhungerig verschlingt der Geist des Kindes mit den Augen die Augenwelt, so viel ihm davon zugänglich ist, verschlingt der lernbegierige Knabe, der begeisterte Jüngling den geliebten Lehrer mit Auge und Ohr. Halb oder ganz unverdaulich bleibt das mitgetheilte Wissen, wenn es nicht in einem Lehrer Gestalt gewinnt, der es durch die Kunst seiner Rede, durch die Wärme seiner Ueberzeugung, durch die Liebe zu seinen Schülern schmackhaft macht. Wo den Schülern aber solches Glück zu Theil wird, da vergessen sie darüber alles Andere; wie beim eifrigen Spiel, empfinden sie weder Hunger noch Durst, weder Hitze noch Kälte, nicht einmal Zahnschmerz. Denn wo die geistige Persönlichkeit wächst, tritt das vegetativ-animalische Leben so weit zurück, daß man sich nicht länger dabei aufhält, als es die physiologische Nothwendigkeit unbedingt erfordert. Vom Leib wird gewöhnlich nicht Genug beansprucht, sondern nur, daß er nicht durch Schmerz das Geistesleben störe; und der heroische Charakter, den man oft bei Knaben und Jünglingen findet, erhebt nicht einmal diesen Anspruch. Erst die Pubertät lenkt die Aufmerksamkeit auf Zustände des eigenen Leibes, von denen sie jedoch vielseitiges geistiges Interesse wieder abzulenken vermag. Wo unglückliche Verhältnisse, wie Mangel an Beschäftigung oder Zwang zu einer widerwärtigen Beschäftigung, diese Ablenkung hindern, da nimmt dann das Leibliche die Zeit und die Kraft

des jungen Menschen in einem Maß in Anspruch, das dem geistigen Wachsthum ein rasches Ende bereitet. Der gesunde Jüngling dagegen fährt fort, Menschen zu verpeisen, bei gesteigertem Abstraktionsvermögen auch solche, die ihm nicht leibhaftig, sondern nur in ihren Werken erscheinen. Aber das Kind kann den leibhaftigen Lehrer nicht entbehren. „Steigt herab in meiner Augen welt- und erdgemäß Organ! Könnt sie als die Curen brauchen“: mit diesen Worten ladet der Vater Seraphicus die seligen Knaben, die unentwickelten Kinderseelen ein. Allerdings schauen die Jünger die Welt mit den Augen des Meisters, aber nicht der Meister nimmt, wie Goethe will, die Jünger in sein Inneres auf, sondern der Jünger den Meister.

Den Meister, der dadurch weder vernichtet wird noch irgend welchen Abbruch erleidet, sondern selbst mit wächst. Denn Dieses ist nun das tröstliche Wunder der Seelenspeisung, daß es sich dabei gerade umgekehrt verhält wie bei der leiblichen. Alles Körperliche, Räumliche ist exklusiv. Wo ein Körper ist, da kann nicht zugleich ein anderer sein. Legt ein Mensch auf einen Raum, auf ein räumliches Ding Beschlag, so sind alle übrigen Menschen davon ausgeschlossen. Reicht ein Brot gerade für Zwei, dann muß von den Dreien, die sich darein theilen sollen, der Eine hungern oder alle Drei bleiben ungesättigt. Ein Weib mögen noch so Viele heiß begehren: nur Einer kann es besitzen. Dehnt der Magnat sein Territorium aus, so müssen die Kleinen Nachbarn weichen: ihre Gärten und Hütten verschwinden, ihr Viehbestand geht in die Heerden des mächtigen Verdrängers auf. Von allen Konkurrenten kann nur einer den Kunden rupfen, um den sie sich balgen. Das Wort des Lehrers hingegen ist ein Brot, das sich desto stärker vermehrt, unter je mehr Hörer es getheilt wird, wie die fünf Brote, von denen noch zwölf Körbe voll Brocken übrig blieben, nachdem damit fünftausend Mann gespeist worden waren. Freilich zieht auch hier noch das Körperliche Grenzen: mehr als eine gewisse Anzahl Hörer, vielleicht eben fünftausend, vermag ein Saal, eine Kirche nicht zu fassen; und Die bei einer Versammlung unter freiem Himmel außer Hörweite stehen, vernehmen nichts vom Vortrag oder von der Musik. Aber eben nur darin, daß auch das Geistige auf Erden noch an körperliche Bedingungen gebunden bleibt, liegt die Beschränkung, nicht in der Natur des Geistigen; auch werden durch die Vervollkommnung und Verbilligung des Buch- und Zeitungsdruckes und durch neue technische Hilfsmittel diese körperlichen Schranken immer weiter hinausgeschoben. Denn immer mehr geht die Belehrung durch das gedruckte Wort vor sich statt durch das gesprochene; und nicht lange mehr, so wird auch dem Allerärmsten so viel Belehrung werden, wie er zu fassen vermag und zur Vollendung seiner Persönlichkeit bedarf. Also nur von der Produktion der geistigen Güter bleibt die Masse ausgeschlossen, nicht von ihrem Genuß. Die Natur dieser Güter ist es, durch den Verbrauch nicht verkleinert, sondern vergrößert und vermehrt zu werden. Wenn Zwei einen Vortrag hören,

so hat ihn Jeder von Beiden ganz. Sind ihrer Hundert, Tausend, Zehntausend, so hat Jeder mehr davon, als wenn er ihn allein hörte, denn die sympathische Theilnahme vieler an dem selben geistigen Genuß steigert die Empfänglichkeit und den Genuß selbst und der sich daran knüpfende Gedankenaustausch fördert neue Gedanken ans Licht. Und der Redner bleibt nicht allein ganz und unversehrt, wenn Hundert, wenn Tausend ihn mit Augen und Ohren verschlingen, sondern er wächst bei diesem Prozeß; denn die Menge der Zuhörer steigert seine Begeisterung, erleichtert den Gedankenfluß, beflügelt seine Einbildungskraft, so daß er mehr leistet, als er zu leisten gedachte, und, um neue Offenbarungen, die ihm beim Reden aufdämmerten, bereichert, fortgeht.

*Sumit unus, sumunt mille;*

*Quantum isti, tantum ille,*

*Nec sumtus consumitur.*

So ständen wir denn mitten im christlichen Mysterium. Jesus hat seine Apostel in die Welt gesandt, auch den Kleinsten sein Coangelium zu verkünden, auch den Weibern, den Kindern und den Sklaven das wichtigste und höchste Ergebnis der philosophischen Denkarbeit mitzutheilen (was voraussetzt, daß überhaupt kein Mensch ununterrichtet und ungebildet bleibt), und seine Bestimmung, seine Ueberzeugung ist in die Herzen Unzähliger eingeströmt; so ist er das Himmelsbrot, das Brot des Lebens, die Seelenspeise für die Menschheit geworden. Nur fällt auf, daß er gerade im Johannesevangelium als die Seelenspeise dargestellt wird; denn Eduard von Hartmann ist nicht der Erste Derer, die bemerkt haben, daß der Lehrstoff dieses Coangeliums äußerst dürftig ist, viel dürftiger als der, den die Synoptiker bieten. Und dennoch fühlt sich Jeder beim Lesen des Vierten Coangeliums wunderbar ergriffen. Woher kommt Das? Weil es zwar nur eine Wahrheit mittheilt, aber gerade die Kernwahrheit, ohne die es überhaupt keine Wahrheiten, sondern nur Wortgetöne giebt: Gott ist Geist, Licht, also bewußte Persönlichkeit, Liebe, Leben, ist in Jesus der Welt offenbar geworden; und Alle, die Diesen in ihr Herz aufnehmen, werden selbst Geist, Licht, Liebe und ewig lebende Persönlichkeiten. Die leibliche Persönlichkeit ist nur das vergängliche Gleichniß dieser wirklichen Persönlichkeit; der leibliche Ernährungs- und Wachstumsprozeß ist nur das vergängliche Gleichniß der geistigen Ernährungs- und des Wachstums der ewigen Persönlichkeit; alles Vergängliche ist nur Gleichniß des Unvergänglichen und ein Mittel zu seiner Verwirklichung. Mit Demokrit ist eine Scheidung der Geister eingetreten. Dem materialistischen Atomisten sind die Bewußtseinserscheinungen nichts als Phosphoreszenz von Atomgruppen, ein Traum, der zerfliehet, wenn diese Gruppen zerfallen; und das Ich, das Einheits- oder Persönlichkeitsgefühl entsteht nur dadurch, daß zufällig mehrere Nervenstränge und ihre Atomschwingungen in einem Punkte zusammentreffen. Woraus als einzige vernünftige praktische Philosophie — wofern man bei träumenden Einwickelämpchen von Vernunft sprechen darf — diese folgt: Wozu die Aufregung,

wozu der Lärm? Ist es doch ganz gleichgiltig, ob meine Hirnrinde in der Spanne Zeit, die ihr beschieden ist, atheistisch oder theistisch, monarchisch oder republikanisch, deutsch oder slovakisch, ästhetisch oder unästhetisch, liebe reich oder kanibalisch träumt, wenn nur alle solche Träume verschwecht werden, die meinem Sensorium Unbehagen verursachen. Den Materialisten stehen die Idealisten gegenüber, die an ewige Persönlichkeiten glauben und an eine diesen gemeinsame Vernunft, die ihrem Dasein Sinn verleiht. Leibniz und Locke haben die für die Physik verwerthbare Seite des Atomismus mit dem Idealismus (der aber nicht etwa als die Vergötterung von Abstraktionen gedacht werden darf) zur harmonischen Einheit verknüpft; und Locke faßt das Endergebniß seines Mikrokosmos, des einzigen praktisch verwendbaren Systems der Metaphysik, das die philosophische Spekulation der letzten drei Jahrhunderte hervorgebracht hat, in drei Sätzen zusammen, die mit der Botschaft des Johannes-evangeliums identisch sind: „Als das Geringere erschien und überall dem Besonderen gegenüber das Allgemeine, mit dem Einzelnen verglichen die Gattung, jeder Thatbestand geringfügig gegen das Gut, das durch seinen Genuß entsteht. Denn jene alle gehören zu dem Mechanismus, in den sich das Höchste zur Erreichung seiner Zwecke gliedert; das einzig Wirkliche, das ist und sein soll, ist nicht der Stoff und noch weniger die Idee, sondern der lebendige persönliche Geist Gottes und die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat. Sie allein sind der Ort, in welchem es Gutes und Güter giebt; für sie allein besteht die Erscheinung einer ausgedehnten Stoffwelt, durch deren Formen und Bewegungen sich der Gedanke des Weltganzen der Anschauung jedes endlichen Geistes zu seinem Theile verständlich macht.“ Eben das Verständniß durch die Vermittlung des Sinnlichen ist die Ernährung und das Wachsthum der geistigen Persönlichkeit. Ohne sinnliche Vermittlung giebt es für den irdischen Menschen keine geistige Ernährung; aber das Vehikulum dieser Ernährung sind nicht die leiblichen Nahrungsmittel, sondern die Lichtwellen, die das Bild, und die Tonwellen, die das gesprochene Wort in die Seele hineintragen; und nur als Bild, nicht als Nahrungstoff, kann körperliches Brod und Fleisch dabei Verwendung finden.

Diese Grundwahrheit haben die spekulirenden Theologen außer Acht gelassen und die wunderliche katholische Abendmahlslehre mit ihrer Transsubstantiation erfunden. Wer sich über die Gedankengänge, die dazu geführt haben, unterrichten will, findet sie gut dargestellt in dem Artikel „Transsubstantiation“ der Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog und Blitt. Nicht erwähnt wird darin (wenigstens in den älteren Ausgaben) die erst 1875 entdeckte und 1883 veröffentlichte „Apostel lehre“, die nach Harnack um das Jahr 120 abgefaßt worden sein muß und deren Beschreibung der eucharistischen Feier Zeugniß giebt von dem reinen Sinn und dem richtigen Verständniß der Urkirche. Beim Brodbrechen, heißt es darin,



habt Ihr folgendermaßen Dank zu sagen (Eucharistie heißt Dankagung): „Wir danken Dir, unser Vater, für das Leben und die Erkenntniß, die Du uns durch Jesus, Deinen Sohn, offenbart hast.“ Keine Spur von dem Glauben, dabei werde der Leib Jesu genossen. In der Encyclopädie also liest man, wie bis ins Mittelalter hinein die richtige symbolische Auffassung mit der realistischen gerungen hat, die, an einige Schriftstellen anknüpfend, von der Vorstellung ausging, das gesegnete Brod müsse auch eine Wirkung auf den Leib üben, diesem Christi Unsterblichkeit mittheilen, wobei es nah lag, diese Wirkung von der Vereinigung mit der verklärten Leiblichkeit Christi zu erwarten. Von da führte die logische Konsequenzmacherei, in der die Scholastiker Virtuosen waren, zur Verwandlungslehre, wobei die aristotelisch-scholastische Unterscheidung von Substanz und Accidenz gute Dienste leistete. Daß Brod in Fleisch verwandelt werde, meinte man, sei ja ein alltäglicher physiologischer Vorgang; und bei der Verwandlung im Abendmahl nun, die allerdings schon durch ihre Blödigkeit und durch die sonstigen ungewöhnlichen Umstände ins Bereich des Wunderbaren falle, komme nur noch das weitere Wunder hinzu, daß die Substanz des Fleisches und Blutes Trägerin der unverwandelt zurückbleibenden Accidentien — Gestalten, sagt der Katechismus — von Brod und Wein wird. Ein Wunder sei Das freilich, aber kein vernunftwidriges, da eben Substanz nicht Accidenz sei. Ich lasse die philosophische Berechtigung solcher metaphysischen Kunststücke dahingestellt sein und halte mich nur an die Thatsache, daß durch sie der Sinn der Rede vom Lebensbrod im sechsten Kapitel des Vierten Evangeliums in sein Gegenteil verkehrt wird. Der Mensch ist nicht, was er ist, wie die plumpen Materialisten sagen (der feine und edle Materialist Feuerbach, der in heroischer Dürftigkeit lebte, hat es wohl nur im Scherz gesagt); nicht Hasanenbraten erzeugt die feinere Philosophie und die edlere Gesinnung und nicht der Kartoffelbrei macht dumm und roh. Darum würde uns auch das Fleisch und das Blut Jesu, wenn sein Genuß denkbar und für unser Empfinden erträglich wäre, nicht nützen. Fleisch und Blut sind nur stark bildliche Bezeichnungen für die Persönlichkeit, gewählt, um an den Assimilierungsprozeß zu erinnern und die Innigkeit der geistigen Vereinigung auszudrücken. Das Fleisch und das Blut besagt nichts Anderes als das Ich des Verses: „Gleichwie ich durch den Vater lebe, so wird, der mich ist, durch mich leben.“ Die fortgelaufen sind, weil sie meinten, sie sollten wirklich Menschenfleisch essen, ruft er nicht zurück; was würde es nützen, groben Unverstand belehren zu wollen? Aber um jedes mögliche Mißverständnis auszuschließen, fügt er für die ihm vertrauenden und darum treu gebliebenen Jünger hinzu: „Der Geist ist's, der lebendig macht; das Fleisch nützet nicht; die Worte, die ich zu Euch geredet habe, sind Geist und Leben.“ Wie er denn vorher schon einem Weib, das ihn fragte, ob man auf dem Berge Garizim oder in Jerusalem anbeten solle, geantwortet hatte: „Es kommt

die Stunde, da Ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. Gott ist ein Geist; und Die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Die widerwärtigste aller Vorstellungen, die sich mit dem leiblichen Genuß der Menschheit Jesu verknüpfen, hat ja die theologische Sophistik dem frommen Gemüth erspart: die Leiblichkeit Jesu geht nicht in den Verdauungsprozeß ein; sie weicht den ursprünglichen Substanzen, sobald die „Gestalten“ von Brot und Wein aufgelöst werden. Aber wie glücklich, daß die Lehre von der körperlichen Gegenwart überhaupt zu solchen Untersuchungen zwingt! Und auch schon die Vorstellung der bloßen Anwesenheit des Geliebten im Innern unseres Leibes — ich spreche absichtlich nicht exakt — ist nichts weniger als ein erbaulicher Gedanke. Nur die geistige Vereinigung und gegenseitige Durchdringung ist, wie unter Freunden, so zwischen Gott und Mensch frei von jeder widerlichen Vorstellung, deren Verwirklichung, um es noch einmal zu sagen, keinen denkbaren Nutzen haben könnte. Dazu kommt dann noch die Adoration der Hostie, die zum ersten Mal 1203 in Köln von einem päpstlichen Legaten angeordnet worden ist: bei der Elevation in der Messe und jedesmal, wenn die Hostie über die Straße zu Kranken getragen wird. Bringt die Lehre von der körperlichen Gegenwart an sich schon eine Menge peinlicher Wirkungen hervor, so reißt vollends die freilich ganz logische Forderung der Adoration die Christenheit sichtbar entzwei. Denn es ist klar, daß alle Christen, die den vom Mißverständnis des Abendmahls und des Lebensbrotes ausgehenden Irrweg nicht eingeschlagen haben, nicht nur die Theilnahme an der Adoration verweigern, sondern sie als . . . (ja, man darf nicht aussprechen, als was) . . . sie entschieden verwerfen müssen; zu dieser Verwerfung im Gewissen verpflichtet sind.

Bei der Polemik gegen die Lehre von der Transsubstantiation sollten sich jedoch die Protestanten mancherlei Dinge gegenwärtig halten, die sie leicht zu vergessen pflegen. Daß auch Luther sich durch das Schriftwort zur Annahme der körperlichen Gegenwart des verkörperten Gottmenschen genöthigt fühlte, allerdings, gleich den meisten Kirchenvätern, nur beim Genuß, und ohne an das Verschwinden von Brot und Wein zu glauben; daß sich die Vorstellungen, deren Konsequenz das Verwandlungsdogma ist, schon sehr früh in der Kirche eingenistet haben; daß sogar ein Fritz Stolberg Lavatern als Mitbeweggrund zu seiner Konversion gestand, in den protestantischen Kirchenhallen ohne Altar, ohne numen praesens, sei ihm nicht wohl geworden; daß die Gebete, Betrachtungen, Predigten und Dichtungen, die der Andacht zum Sakrament gewidmet zu werden pflegen, gute und edle Gedanken und Anregungen enthalten und dadurch den eucharistischen Gottesdienst zu einer wirklichen Seelenspeise machen (als Probe ist vorhin eine Strophe aus der Fronleichnamsequenz *Lauda Sion Salvatorem* angeführt worden. Ihr Dichter,

Thomas von Aquin, meint etwas Anderes als wir: was Einer nimmt und Tausend nehmen und was bei der Verzehrung unverzehrt bleibt, ist ihm der Leib des Herrn; aber seine Worte drücken wunderbar genau aus, was unserer Ueberzeugung nach Jesus oder der Verfasser des Vierten Evangeliums gemeint hat); endlich, daß die heutigen Katholiken in diesem Punkt krankhaft empfindlich sind. Die Empfindlichkeit hat zweierlei Ursachen. Die mehr oder weniger hysterischen Frauen und cölibatären Männer sind an einen Kultus des nach ihrem Glauben leiblich gegenwärtigen Gottmenschen gewöhnt, dessen mystische Innerlichkeit nicht selten durch beigemischte Sinnlichkeit erhitzt und verstärkt wird, so daß sie jede unehrerbietige Aeußerung über das Dogma als eine Lästerung des ihnen Theuersten, des „Allerheiligsten“ empfinden. Die Männer aber wissen ganz genau, was jeder Protestant denkt, denken muß, wenn ein toter körperlicher Gegenstand — und „die Brotsgestalt“ ist doch nun einmal ein toter körperlicher Gegenstand, ein räumlicher, nicht ein geistiger Gegenstand — als etwas Heiliges, ja, als das Allerheiligste behandelt wird. Nun sind sie jedoch zugleich überzeugt, daß, so stark auch der Schein gegen sie sprechen mag, ihre gelehrten Theologen im Stande sein müssen, diesen, wie sie meinen, falschen Schein zu zerstreuen, und daß sie nicht sind, wofür der Protestant sie hält. Sie glauben, geschickte Männer zu sein (was ja ihre Führer ohne Zweifel sind) und dazu noch die wahren und echten Christen. Darum suchen sie mit dem Aufgebot aller ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zu verhindern, daß der Protestant ausspreche, was er denkt und was für ihre Selbstschätzung eine tiefe Kränkung bedeutet. Fällt einmal eine solche Aeußerung, wie jetzt manchmal in Oesterreich (wo übrigens nicht Protestanten, sondern katholisch getaufte Alideutsche die Lächerer gewesen zu sein scheinen), so gebärden sie sich rasend, nicht, wie sie vorgeben oder vielleicht sich selbst überreden, aus entrüsteter Frömmigkeit, sondern aus verletztem Selbstgefühl.

Unter diesen Umständen ist's nicht gerathen, solche Dinge in Blättern fürs Volk zu behandeln, und noch weniger gerathen, sich dabei der kräftigen und ungeschminkten Sprache zu bedienen, zu der die Reformatoren und die Verfasser des Heidelberger Katechismus das Muster geliefert haben. Die Herauswicklung aus der scholastischen Vorstellungsweise, in die jede Generation von Katechismuschülern aufs Neue hineingewickelt wird, ist ein Prozeß, der Zeit erfordert. Der Staat kann ihn dadurch beschleunigen, daß er die Abhaltung „theophorischer“ Prozessionen (nur solcher, nicht aller Prozessionen überhaupt) außerhalb der Kirche fortan verbietet. Wenn sich die Katholiken mit dieser Kundgebung ihres religiösen Glaubens aus der Oeffentlichkeit verbannt sehen, wird ihnen allmählich zum Bewußtsein kommen, daß sie Etwas glauben und thun, das sich mit einer geklärten christlichen Erkenntniß nicht mehr verträgt.



## Der Streit um die Volksschule.

**A**rtikel 26 der preussischen Verfassung lautet: „Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen.“ Als im Winter 1892 der damalige Kultusminister (jetzt ist er Oberpräsident von Schlesien) Graf Jedlitz-Trübschler ein solches Gesetz dem Landtag vorlegte und dadurch einen heftigen Sturm erregte, habe ich in einem Grenzboten-Aufsatz gesagt:

„Jeder Versuch, den verhängnißvollen Artikel 26 der preussischen Verfassung auszuführen, bleibt unter allen Umständen ein gefährliches Wagniß; ein solcher kann sehr leicht die Idee des modernen Staates ad absurdum führen. In den Miniaturstaaten des Alterthumes, aus denen sie erwachsen ist, hatte es bei der Gleichartigkeit der Bildung, Weltanschauung und Lebenslage sämtlicher Staatsbürger nichts Widersinniges, die paar hundert oder paar Dugend Bürgerkinder nach einer Schablone und in einem Geist zu erziehen (Sparta hatte ursprünglich 9000, zur Zeit des Königs Agis nur noch 700 Bürger). Aber schon Rom kannte keine ‚nationale‘ Erziehung von Staates wegen; erfreute sich doch jedes der von ihm unterworfenen Völker des ungehinderten Gebrauches seiner Sprache, der ungeführten Ausübung seiner Religion und eines reichlichen Maßes von Selbstregierung. Das Mittelalter hatte kaum Staaten, geschweige denn Staatsschulen. Die meisten modernen Staaten gestatten die Errichtung von Kirchen- und Privatschulen neben den Staatsschulen; und sogar das in Uebrigem so stark centralisirte Preußen hat seinen nach und nach erworbenen Provinzen ihre ursprünglichen Schulverfassungen gelassen und sie nur unter die Aufsicht der Bezirksregierungen gestellt. In Schlesien fand Friedrich der Große das katholische Schulwesen als Anhängsel der Kirche vor und seine Anordnungen haben diesen Zustand bestätigt. Der Lehrer blieb auf das Schulgeld und auf seine Küsterbesoldung angewiesen, das Generalvikariatamt stellte ihn an, die Schulaufsicht wurde ausschließlich von Geistlichen geübt, denn auch der Regierungsrath mußte ein Geistlicher sein, und die nach dem Rath des jaganer Abtes Felsbiger eingerichteten Lehrerseminare wurden mit der *Quarta seminaristica* dotirt. Das heißt: jeder neuangestellte Pfarrer hatte den vierten Theil seines ersten Jahreseinkommens an die Seminarierkasse abzugeben. Nur durch die auf Grund der Städteordnung eingeführten Schuldeputationen erlitt das friderizianische Reglement eine erhebliche Aenderung und Verbesserung. Und dieser Zustand ist geblieben bis auf Jall. Das Volk war mit diesem Zustand zufrieden gewesen und Jalls Aenderungen (sein Gesetz stellt dem Ermessen der Staatsbehörden anheim, statt der unbesoldeten geistlichen Schulinspektoren besoldete weltliche zu ernennen) erregten bei den Katholiken große Unzufriedenheit, besonders, weil bloß in den katholischen Gegenden die geistliche Schulaufsicht durch die weltliche ersetzt wurde. In den evangelischen Schulen, wo die Geistlichen zum größten Theil die Schulaufsicht behielten, ließ die neue Ordnung, abgesehen von einigen Aenderungen des Lehrplanes und Lehrstoffes, der Hauptsache nach Alles beim Alten. Die Begeisterung der Freireligiösen und Religionlosen für Jall aber verrauchte schnell, als sie bemerkten, daß nach wie vor in der Schule der alte und nicht der neue Glaube gelehrt wurde. Wäre nun die Sache so, wie sie jetzt nach eingetretener leidlicher Beruhigung lag, in der Schwebe geblieben und hätte die Regierung fortgefahren, sich von Fall zu Fall auf dem Ver-

ordnungsweg zu helfen, so hätte jede der drei großen religiösen Gruppen, Evangelische, Katholiken und Freireligiöse, wie bisher der Hoffnung weiter gelebt, daß sie mit der Zeit ihre Ziele noch erreichen werde. Den Nöthen des Lehrerstandes konnte durch ein Dotationsgesetz abgeholfen werden, das die inneren Angelegenheiten der Schule unberührt ließ. Durch die beabsichtigte Festlegung der inneren Organisation der Schule wird die Leidenschaft der Partei der Konfessionlosen, die dabei am Schlechtesten fährt, zur Siedehitze entflammt, während die anderen beiden Parteien noch lange nicht zufrieden gestellt sind.“

Uebrigens war Jedliß nicht etwa auf den alten Zustand zurückgegangen, sondern hatte nur kodifizirt, was Falk davon übrig gelassen hatte. Trotzdem organisirte die Partei der Konfessionlosen eine großartige Protestbewegung, gewann Bennigsen als Führer und die Magistrate der großen Städte zu Helfern, so daß sich der König bestimmen ließ, die Zurückziehung des Entwurfes, dem in beiden Häusern des Landtages die Mehrheit sicher war, anzuordnen. Graf Jedliß trat unter diesen Umständen von seinem Amt zurück. Die Besoldung der Volksschullehrer wurde dann durch das Gesetz vom ersten April 1897 neu geregelt, das auf zwei Seiten Unzufriedenheit erregte: die Mehrzahl der Lehrer, namentlich der Landlehrer, wurde in Dürftigkeit belassen und noch lange nicht den Subalternbeamten gleichgestellt; die ärmeren Dorfgemeinden aber und die Gutsbesitzer klagten, daß die Mehrleistungen, die nun die Aufbesserung der Lehrer erforderte, über ihre Kräfte gingen. Ein Schulunterhaltungsgesetz wurde erstrebt; dazu aber wollten sich wiederum die Parteien nicht verstehen, wenn man nicht die Schule, für die sie zahlen müssen, nach ihren Wünschen einrichte. Im vorigen Frühjahr haben sich nun die Nationalliberalen und die Freikonservativen mit den Konservativen und der Regierung dahin geeinigt, daß sie die Konfessionalität der Volksschule als Regel zugeben wollen. Dieses Kompromiß hat natürlich eine heftige Polemik der Freisinnigen, der Demokraten und der Sozialdemokraten gegen die Nationalliberalen und gegen den Schulgesetzentwurf bewirkt, der jetzt im Abgeordnetenhaus berathen wird. Der linke Flügel der Nationalliberalen, der sich jungliberal nennt, hat sich dieser Polemik angeschlossen und die Führer der Partei sind wandelnd geworden. Die Losung der Opposition lautet diesmal: Simultanschule! Wenn behauptet wird, diese Form entspreche der Verfassung, so ist Das nicht richtig; Artikel 24 der preussischen Verfassung sagt: „Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen.“ Das Allgemeine Landrecht, auf das man sich beruft, sagt allerdings nichts von der Konfessionsschule; sehr natürlich, weil ja zur Zeit seiner Abfassung kein Mensch an Simultanschulen dachte; Preußen hatte nur Konfessionsschulen. Erst durch den Erwerb der kleinen Provinz Nassau ist in den preussischen Staatsverband ein Landestheil gekommen, in dem die Simultanschule als Regel gilt.

Die Forderung der Simultanschule entspringt drei Beweggründen. Der

erste ist politischer Natur. Bei der bekannten Lage der liberalen Parteien wird eifrig jede Gelegenheit ergriffen, die geeignet erscheint, ihre getrennten Glieder zu einer großen liberalen Partei zu vereinigen, und der Kampf gegen Konfessionalisirung oder Alerikalisirung der Volksschule gilt als eine zugkräftige Lösung. Für die Bewegung von 1892 war Dies der Hauptbewegungsgrund. Wäre die Freiheit der Schule der Hauptbewegungsgrund gewesen, so hätten sich die Freireligiösen auf die Seite der Katholiken gestellt. Denn gerade die Nationalliberalen wollten den Staatszwang bis zu dem Aeußersten ausdehnen, dem das Gerechtigkeitgefühl des Grafen Jeldly widerstrebte. Der wollte zwar die Kinder der Freireligiösen, die Konfessionsschulen besuchen, zur Theilnahme am Religionunterricht zwingen, aber, liberaler als die Liberalen, neben den Staatsschulen Privatschulen gestatten, in denen Jeder nach seiner Fassung selig werden könne; und das Centrum stimmte nicht nur dieser Vorschrift des Entwurfs bei, sondern bekämpfte auch den gegen die Dissidenten auszuübenden Zwang. Und wäre es den Führern der Bewegung überhaupt um die Schule zu thun gewesen, so hätten sie sich wenigstens eine oberflächliche Kenntniß der Natur und Geschichte des preußischen Volksschulwesens erworben. Statt Dessen leisteten sie den zwar unfreiwilligen, aber wirklich famosen Wig, gegen die „Verfassung“ der Schule die „friderizianischen Traditionen“ heraufzubeschwören. Wie die aussehen, hat der Leser vorhin erfahren. Das General-Land-Schulreglement des großen Königs wies für die Lehrer keine andere Einkommensquelle an als die vorhandenen Stiftungen, das von den Eltern zu entrichtende Schulgeld und den Küsterdienst. Im Nothfall sollte der Klingelbeutel zu Hilfe genommen werden. Für Schlesien konnten die dortigen reichen Stifte, die ja erst 1810 (ohne Nutzen für die Schule) säkularisirt worden sind, herangezogen werden; aber deren Einkommen nahm Friedrich für seine merkantilistischen Experimente in Anspruch, indem er sie zwang, Spinnereien, Webereien, Gerbereien und Wachsbleichen anzulegen. Die evangelischen Schulen verkümmerten noch ärger als die katholischen, weil den verheiratheten und meist schlecht dotirten evangelischen Pfarrern nicht einmal die *Quarta seminaristica* auferlegt werden konnte. Den Antrag auf regelmäßige Visitation der Schulen lehnte der König der Kosten wegen ab. In seiner eigenen Residenzstadt Potsdam mußte die Hälfte des Schulhauses seinen Bogen als Wohnung eingeräumt werden und das vom Magistrat abgeschaffte Singen der Schüler vor den Hausthüren wurde wieder eingeführt, weil einige reformirte Bürger sich weigerten, den dafür allen Hausbesitzern ohne Unterschied der Konfession auferlegten jährlichen Beitrag an die lutherische Schule zu zahlen. Das Schlimmste aber widerfuhr den Landschulen, als Friedrich durch die Kabinettsordre vom einunddreißigsten Juli 1779 dem geistlichen Departement befahl, Invaliden, die lesen, schreiben und rechnen könnten und sich sonst eigneten, als Schul-

meister anzustellen, weil diese Leute, die fürs Vaterland Leben und Gesundheit gewagt hätten, versorgt zu werden verdienten; über viertausend seien vorhanden. Wagte das geistliche Departement, einzelne von den ihm zugewiesenen Militärintaliden als ganz ungeeignet zurückzuweisen, so kam es vor, daß Friedrich sie durch Kabinettsbefehl sogar bedeutenden Gemeinden aufzwang und alle Gegenvertretungen unbeachtet ließ. Gelegentlich hat er eingeschärft, daß die Landkinder nur das Nothwendigste lernen dürften, weil sie sonst für den Militär- und Gutsdienst verdorben würden.

Der beabsichtigte politische Erfolg ist 1892 durch den Sturm auf das Schulgesetz nicht erreicht worden: die große liberale Partei ist dadurch nicht entstanden und seitdem haben sich ihre Aussichten noch verschlechtert. Oft ist behauptet worden, daß die Herrschaft des Junkerthumes in Preußen der ökonomischen Struktur des Volkes nicht mehr entspreche. Und es ist wahr: wenn man liberal — städtisch industriell, konservativ — agrarisch setzt, dann müßte Preußen den Ergebnissen der Volkszählung nach liberal regirt werden. Leider jedoch ist die Gesellschaftspyramide nicht allein den Berufsständen nach vertikal, sondern auch dem Einkommen und der Machtstellung nach horizontal geschichtet und die Stadt- und Industriehäupter fühlen sich den Rittergutsbesitzern viel näher verwandt als ihren Arbeitern. Nicht die Junker allein herrschen, sondern die Junker im Bund mit den Industrie feudalen, den königlichen Kaufleuten und den großstädtischen Hausagariern. Eher werden die Herren vom Evangelischen Bunde den Jesuiten in die Arme sinken als den Sozialdemokraten die Herren vom Centralverband der rheinisch-westfälischen Großindustriellen, die hamburgere und die lübecker Patrizier, die der Plebs soeben wieder ein Stück Wahlrecht entzogen haben, die leipziger, die dresdener Stadtväter oder gar der berliner „Kommunalfreisinn“, den der „Vorwärts“ täglich mit Noth bewirft. Ein Bloß der Linken ist in Preußen nicht einmal, wie in Baden, für die Wahlen möglich, geschweige denn für die legislatorische Arbeit. (Ein Wahlbloß hätte auch gar keinen Sinn, weil die Censurwahl in Preußen sozialdemokratische Siege unmöglich macht). Das haben die Nationalliberalen erkannt, haben deshalb darauf verzichtet, die Schulfrage diesmal politisch auszunutzen und das Kompromiß mit den Konservativen geschlossen, damit diese Partei das Gesetz nicht mit dem Centrum zusammen mache.

Der zweite Beweggrund, die Simultanschule zu fordern, ist idealer Natur: die wirklich freisinnigen Konfessionlosen wollen die ihrer Ueberzeugung nicht entsprechenden dogmatischen Anschauungen aus dem Jugendunterricht ausschalten. Aber sie können nicht durchdringen, weil sie außer der Regierung die Mehrheit des Volkes gegen sich haben. Die Katholiken, ein reichliches Drittel der preußischen Bevölkerung, sind nicht nur gläubig, sondern bigott und seit dem Kulturkampf fanatisch; und die protestantischen zwei Drittel sind

keineswegs so unkirchlich, wie aus gewissen äußeren Anzeichen geschlossen zu werden pflegt. Obwohl Talks Gesetzgebung den Zwang zur Kindertaufe und zur kirchlichen Trauung beseitigt hat, ist Beides Volksitte geblieben und die Sozialdemokraten sahen sich genöthigt, den Atheismus aus ihrem Programm zu streichen und die Religion für Privatsache zu erklären. Auch wimmelt es von schwärmerischen Sekten, Revivalisten, Innere Mission und Vergleichen. Den Konfessionlosen hatte Graf Jedlitz die freien Privatschulen angeboten, die sie nach ihren verschiedenen Ueberzeugungen einrichten konnten. Damit wollten sie sich nicht begnügen; sie wollten der gläubigen Mehrheit die religionslose Schule aufzwingen. Zur gerechten Strafe dafür haben sie jetzt gar nichts und können froh sein, wenn es gelingt, für die Dissidentenkinder die Befreiung vom Religionunterricht zu erkämpfen.

Der dritte Beweggrund, die Simultanschule zu fordern, ist schultechnischer Natur: wenn die Konfessionalität streng durchgeführt wird, muß an vielen Orten für ein paar Duzend oder gar nur für ein halbes Duzend Kinder eine besondere Schule eingerichtet werden. Eine solche Schule kann natürlich nur einklassig, also sehr unvollkommen sein und obendrein wird dabei Verschwendung mit Lehrkräften getrieben, an denen es sehr fehlt. Nun gilt aber dieser Grund natürlich nur für Orte mit kleinen konfessionellen Minderheiten, nicht für Orte, wo nur eine Konfession vorhanden ist oder beide mit großen Zahlen vertreten sind; und da diese beiden Kategorien die Regel sind, so ist auch die Konfessionsschule als Regel festzuhalten. Das thut der Entwurf; und er sichert zugleich den Simultanschulen die Zukunft, wo sie schultechnisch geboten, und in Nassau, wo sie hergebracht sind. Mehr kann der Vernünftige nicht verlangen. Für die grundsätzliche und allgemeine Simultanschule schwärmen auch die besonnenen Lehrer nicht. In der Frankfurter Zeitung wird oft die Toleranz gerühmt, die in Nassau bis vor fünfzig Jahren geherrscht habe. Diese Toleranz war jedoch keineswegs eine Frucht der Simultanschule; die Simultanschule war damals ohne Anstoß möglich, weil die Bevölkerung (und zwar nicht nur in Nassau) indifferent war. Heute ist sie nicht; die Konfessionen stehen einander schroff gegenüber und der Lehrer fühlt sich genirt, zu unpädagogischem Diplomatisiren, zu halber Lüge gezwungen, wenn er auf Kinder einer anderen Konfession Rücksicht nehmen soll. Der evangelische Lehrer will ein kräftiges Wörtlein gegen Rom, der katholische ein solches gegen Wittenberg sprechen; thut er aber vor andersgläubigen Kindern, so ist im Städtlein der Teufel los. Andere Zeiten werden kommen; die Verträglichkeit wird auf einer solideren Grundlage wieder hergestellt werden, als die des Rationalismus der Aufklärungszeit war, und dann wird die Simultanschule die Regel sein können; bei der heutigen Stimmung fördert sie nicht den Frieden, sondern den Streit. Wenn auch die Mehrheit der evangelischen



Lehrer das Prinzip der Simultanschule fordert, so geschieht Das nicht aus schultechnischen und pädagogischen Gründen, sondern, weil sie die geistliche Schulaufsicht los werden wollen. Das wäre an sich nicht so schwer zu erreichen, denn die meisten Geistlichen haben die Last bürokratischer Schreiberei satt, die ihnen die Schulinspektion auflegt. Aber die Lehrer wollen mehr: sie wollen nicht Gymnasiallehrer, sondern Volksschullehrer zu Schulinspektoren und fordern darum für ihren eigenen Stand die akademische Bildung nebst der entsprechenden Rang- und Gehaltserhöhung. Das bedeutet jedoch eine Umwälzung, für die einstweilen weder die Regierung noch der Landtag zu haben ist.

Wenn die Nationalliberalen an ihrem Kompromiß nicht festhalten, machen entweder die Konservativen mit dem Centrum das Schulunterhaltungsgesetz, was ihm in den Augen der Liberalen nicht zum Vortheil gereichen würde, oder es kommt nicht zu Stande. Das wäre kein Unglück (wenn nicht mit ihm zugleich die in Aussicht gestellte Aufbesserung der Lehrer in den Orkus ministerieller Papierkörbe versinkt); denn in einer an Zukunftseimen reichen Zeit sollte nicht mehr, als unbedingt nöthig ist, gesetzlich festgelegt werden. Wird aber das Gesetz fertig, so ist wiederum kein Unglück: denn es läßt in der so lebhaft umstrittenen Frage der Hauptsache nach Alles beim Alten; und kommt eine Zeit, die Neues fordert, so wird man eben ein neues Gesetz machen.

Reiffe.

Karl Zentsch.



## Konfirmation.

**N**am Taufbecken sehen die Wäthen. Mit Recht. Des Täuflings Empfindungen beginnen und enden an der Mutterbrust; der Trieb zur Erhaltung des Ichs ist bewiesen. Aufziehende Zukunft erst weckt den Trieb zur Erhaltung der Art, Familie und Staat verzichten jetzt noch auf ein Gelübde; die Kirche aber will der Artterhaltung höchste Forderung, den Beitritt zur Christenheit, zur Weltgemeinschaft schon über dem Heiligen Wasser beschworen haben. Und die Wäthen verpflichten sich für den Täufling.

Fünfzehn Jahre später hat dieses Christenkind in eigener Person Zeugniß abzulegen, daß es die Lehren der großen Gemeinschaft begriffen hat und seinen Lebenswandel in den Grenzen dieser Lehren beschließen will. Monate dauerte die Vorbereitung. Konfirmandenunterricht, Kirchengang, erste Sammlung und Enthaltung von lauter Lustbarkeit. Nur denen, die durch grobe Verletzung dieser Vorschriften ihre Kreuze bewiesen, wird der Konfirmationsschein verweigert. Sonst wird mild geurtheilt. Muß auch. Die Anforderungen der Schule sind zu groß, um die Zulage der Konfirmandenlehre einem Kind als Wohlthat erscheinen zu lassen. Kinder sind es, die zu Palmarum die Kirche betreten, und fertige Christen sollen es sein, hinter denen, zwei Stunden später, das Kirchenthür sich schließt, erwachsene Mitglieder der Gemeinde, angethan mit den hohen Kochen, am Abendmahl theilzu-

nehmen und Pflichten übernehmen zu dürfen. Wahrlich: ein Wunder in wenigen Stunden! Um dieses Wunder herbeizuzwingen, wird zu den äußersten Mitteln gegriffen. Wochen lang vorher begleiten wir des Menschen Sohn auf seinem Leidensgang; und wenn wir aufjauchzen wollen am Palmsonntag, den Eingang Christi feiern wollen in Jerusalem und in unsere Herzen, reißt schon der Vorhang und zeigt uns der Menschheit ganze Erbärmlichkeit, des Dankelmuthes und der Falschheit höchste Leistung in der Weltgeschichte. Zwischen Bethphage und Golgatha, kaum eines Steinwurfes Weite. Das Hosanna verhallt im gellenden Gegehruf: „Kreuziget ihn!“

Das Wahrzeichen des großen Kampfes, den verheißende Erlösung von uns fordert, wird mit furchtbarem Stempel dem jugendlichen Geist eingeprägt; und dem Ernst der Lehre steht die äußere Form des großen Prüfungstages nur wenig nach. Im hohen Dom der Kirche, über eine schwarz gekleidete Menschenmenge rollt mahnend des Priesters Wort dahin; da pochen angstvolle Elternherzen; da tropfen Kinderthänen, in denen sich Neue, Ergebung und freudlos mythische Gefühle spiegeln; da singen Lieder von langem Leiden, bis der Orgel hehre Harmonie beschwichtigend den erwachsenen Christen zur Kirchthür hinausgeleitet. Und hat drinnen manche bange Seele sich gefragt, ob sie jetzt reif sei, den Kampf auf eigenen Füßen zu beginnen, hat sehrend der Taufe gedacht, ob denn kein Bathe für sie eintrete: hier, draußen vor der Kirche, steht er, — der Frühling. Der geborene Kamerad des Kindes, der geborene Lehrmeister des reisenden Menschen.

Wohl Denen, die ihr Bekenntniß in einer freundlichen Dorfkirche, unter leuchtendem Frühlingssonnenschein, ablegten! Die Menschen sind Optimisten. Mögen sie der Religion feindsällig oder gleichgültig gegenüber stehen, wirklich fromm sein oder in der Kirche die Versicherung gegen im Jenseits drohende Unfälle suchen: Alle wollen erlebtes Ungemach vergessen, das Schöne und Freudige aber im Gedächtniß wahren. Weil Alle so sind, drängt sich die Frage auf: warum fällt dieser bedeutsame Schritt, bedeutsam auch ohne Religion, wo zum ersten Mal im Menschenleben volles Bewußtsein, volles Verständniß für Recht und Pflicht und ein Gelübde vor breiter Oeffentlichkeit gefordert wird, in eine so düstere Zeit? Düstere Zeit und düsteres Ceremoniell; in grellem Widerspruch zu der umgebenden, Freude tragenden Natur und im Gegensatz zu allen anderen menschlichen Gewohnheiten. Wir schmücken uns, unser Haus und die Kirche festlich bei Taufe und Hochzeit. Wir begrüßen den Eintritt in Beruf und Amt als freudige Ereignisse (auch der Pfarrer thut's); wir leiden die Rekruten in buntes Tuch und lassen nach dem kurzen ernstesten Akt der Vereidigung frohe Lieder erschallen und die Wecker freieren; wir ziehen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in den Kampf fürs Vaterland. Nur hier, bei der Konfirmation, wo der Kampf um die höchste sittliche Forderung beginnt, hier senken wir das Haupt, hüllen uns und unsere Seelen in Trauergewänder und geben den nicht, als ob wir vor einem Christengott ständen, der schon für uns gesiegt hat, nein: als träten wir vor einen Götzen, dessen Schwand uns verschlingen soll.

Frühling ist in der Natur, wie zu Ostern, wenn die Auferstehung die Schatten der Karwoche verschucht hat, so auch zu Pfingsten, wo den Aposteln die Gabe ward, in Zungen zu reden. Wäre hier nicht die beste Stunde, der vielfragenden Jugend das Gelübde abzunehmen? Freudigen Herzens und klaren Blickes könnte sie dann den Kampf mit sich und dem Leben aufnehmen und ihn christlich durchkämpfen. Bei fertigen Menschen mag es angebracht sein, mit den komplizirten Mitteln starker

Affekte, astetischer Vorbereitungen, mit Trauer und Schmerz Eindruck zu machen. Auf die Jugend haben die einfachsten Mittel die stärkste Wirkung.

Ich fand einst auf dem Geschenklich eines Konfirmanden unter Büchern, Schmuckgegenständen und Blumen ein Bild, „Das Tischgebet“ von Nikolaus Raab. Es stellt eine alte blinde Frau dar, die in ihrer Küche vor einem weißgebedtem Tisch sitzt; auf dem Tisch das einfache Mittagsmahl, ein Raps mit Suppe, ein paar Teller, ein Laib Brot, ein Wasserkrug und ein Brotmesser. In der rechten Ecke des Bildes, vor dem Tisch, sieht man, wie eine hübsche Nage, die der Geruch des Essens herbeigelockt haben mag, auf den Hinterbeinen stehend, sich mit der Vorderpfote ins Tischtuch krallt. Im nächsten Augenblick, meint man, muß das Tischtuch, mit Allem, was drauf steht, heruntergleiten. Für einen Augenblick beschleicht uns die Angst, der hilflosen Frau könne das lerge Mahl geraubt werden. Wir suchen die Frau, um zu sehen, wie die drohende Gefahr sie antrifft, und finden, daß sie noch eben so dasyt wie vorher. Unter dem weißen Kopftuch die ruhigen Gesichtszüge, den Körper etwas nach vorn gebeugt und die Hände still zum Tischgebet gefaltet. Ueber dem ganzen Bild liegt das innere Auge nun das einfache Wort: „Unser täglich Brot gib uns heute.“ Und unter dem Bild lag ein Brief.

„Mein liebes Kind, ich schenke Dir heute zu Deiner Einsegnung dieses Bild. Die vierte Bitte im Vater Unser, die Luther so erklärt (heute weißt Du noch; vielleicht aber willst Du es später mal nachlesen): ‚Was ist Das? Gott giebt täglich Brot, auch wohl ohne unsere Bitte, allen bösen Menschen; aber wir bitten in diesem Gebet, daß ers uns erkennen lasse und wir mit Dankagung empfangen unser täglich Brot. Was heißt denn täglich Brot? Alles, was zu des Leibes Nahrung und Rothdurft gehört, als Essen, Trinken, Kleider, Schuhe, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und treue Oberherren, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und Desgleichen.‘ Du siehst: Luther war ein kluger Mann; er legt in diese Bitte Alles, was des Menschen Herz begehrt, und läßt sogar noch, für die Jugend wohl, ein Loch offen, indem er am Schluß sagt: ‚und Desgleichen.‘ Du bist noch jung und kannst Dir Alles wünschen. Kannst den Wunschzettel ausdehnen, so weit Du willst, statt der Schuhe ein Automobil setzen, statt des Hauses ein Rittergut und Dir bei einem guten Regiment einen Bismard statt eines Hälow denken. Mit der Zeit jedoch wirst Du merken, daß nicht Alles eintrifft, wie Du gewünscht hast. Dann ärgere Dich nicht; mache es nicht so wie der Zahlenmensch, der mit dem Lieben Gott rechnen wollte. Das war so. Er fragte: ‚Wie viel sind hundert Jahre vor Dir?‘ ‚Eine Minute‘, antwortete der Liebe Gott. ‚Und wie viel sind hunderttausend Mark vor Dir?‘ ‚Ein Pfennig‘. Da bat der Zahlenmensch: ‚Schenke mir einen Pfennig!‘ ‚Warte eine Minute!‘ kam es zurück. . . Das Alter macht klüger. Vielleicht kommt Dir einst der gute Gedanke, für das unbestimmte Wort ‚Desgleichen‘ das einfache ‚Herzenseinsalt‘ zu setzen. Wenn Du aber ganz alt und ganz klug geworden sein wirst, dann setzest Du einen ganzen Satz dahinter: ‚Und die Gabe, Gott zu danken für Alles, was er uns versagt.‘ Daraus ergibt sich, daß, wenn wir uns auf das Nichtigte beschränken, uns nichts versagt bleiben wird. Das wünscht Dir Dein Pathe.“

Wiensteden.

Rudolf Schwärge.



## Zuf den Aetna.

Da grüßt er zu mir herab, umblaut von seinem durchsichtigen, mit milchigen Flädchen gezierten Mantel, so strahlend heiter unter seiner weißen Färnmähne, so lockend, verführerisch, gleichsam überredend: „Komm herauf! Komm herauf! Und kommst Du nicht, so send' ich Dir die Neue in Deine Heimath nach.“

Es fehlt mir wohl an der rechten Lust. Wilde geschaut hab' ich mich an den Wundern der Welt. Vor zwei Tagen noch hat mich die Sonne von Tripolis umspielt; drum fürchte ich doppelt die Umarmung des Oktoberfrosts auf der Aetnaspitze. Mehr noch aber fürchte ich die Neue, die mich daheim finden wird, daheim, wo es nur rauchende Schornsteine und keinen qualmenden Rongibello giebt und mir dann, wenn das Runterbunt der Eindrücke seinen Wirbelstanz mählich endet, statt der Wuth nur die Sehnsucht bleibt. Fürchte ihren unablässig raumenden Vorwurf, daß Alles, was in augenblicklichem Ueberdruß einer bequemen Minute leichtthin geopfert ward, unwiederbringlich verloren sei, nie wieder einzuholen . . .

Nie wieder! Wie drohend Das klingt. Und der Aetna grüßt und winkt und lacht. „Das Leben ist kurz, Rimm mit, was es bietet!“

Und jetzt steht auch schon der „Escursionista“ des Hotels in meinem Zimmer und läßt mich nicht mehr aus seinen Fängen. Wir werden rasch handelsmäßig. Er weist seinen Tarif vor und schwört bei Allem, was ihm angeblich heilig ist, daß er die Sache noch niemals unter siebenzig Lire für jede Person unternommen habe. Uns wolle er nur fünfundsechzig berechnen; fünfundsechzig *tutto compreso*! Das heißt: wir brauchen uns um nichts zu kümmern, keinem Menschen Trinkgelber zu geben und nicht einmal in Nicolosi auf die Ausrüstung zu warten, weil er den Wirth dort telegraphisch verständigen wolle.

„Ist es nicht trotzdem schon zu spät? Eben schlägt es Neun!“ Ein Königreich für ein wirkliches Hinderniß! Aber der Escursionista giebt mich nicht frei. Verspricht mir hoch und theuer, daß wir vor Sonnenuntergang längst im Observatorium sein werden. Und wenn auch nicht! Was könne Das bedeuten unter solch einem sommerlich strahlenden, echt italienischen Himmel!

Den Hundertlivreschein, den er zur Angabezahlung wechseln soll, untersucht er sorgfältig. Eben so genau prüft er die Zehnlivrenote, die er mir selbst gerade herausgegeben und deren Betrag ich in kleiner Münze haben will. Ich muß lachen: und da lacht er mit. Die Sizilianer sind stets gut Freund mit ihren Opfern. Rächelnd drückt mir der Biederwirth einen Brief an den Wirth in Nicolosi in die Hand und wünscht mir mit der harmlosesten Miene glückliche Reise.

Zwei Stunden und eine halbe dauert die Fahrt durch die ansteigenden Sommerfrischen-Vorstädte Catanias. Die Haute Volée weilt noch auf dem Land und wir begegnen den elegantesten Equipagen, sehen sie mitunter auch vor halbverfallenen Mäuerburgen oder Brandruinen gleichenden Villen stehen. Eine vornehme sizilianische Familie bescheidet sich in einer Hütte, ehe sie auf die Equipage verzichtet. Nach einer Weile hält unser Wagen vor einer Remise und der Kutscher erklärt treuherzig, unbedingt nach der Stadt zurückkehren zu müssen. Sein „Bruder“ werde die Fahrt übernehmen. Und er deutet auf eine uralte Kalesche mit einem halbverhungerten Klepper davor. Kann man dem lustigen Gauner gram sein, über dessen pfliffigen Mund ein unbeschreibliches Lächeln gleitet, halb wehmüthig be-

dauernd (weil der Versuch mißlingt), halb verständnißvoll beschwichtigend, weil er zeigen will, daß er den Eingriff in seine Gewohnheitsrechte nicht übel nimmt? Auch etwas Hochachtungvolles liegt in solchem Rätheln. Er ist ein *Gentiluomo* und schätzt den überlegenen Gegner.

Ich liebe die Italiener des Südens und ihre großartige Geberde, ihre freie Haltung auch in bitterster Noth. Das gemüthliche Zwinkern der Ermühten, das den Unmuth entwohnet. Das auch jetzt, in Nicolosi, wo wir nicht das Geringste vorbereitet finden, jedes Aufbegehren verhindert.

„Kam denn kein Telegramm?“

„Si, si“, nickt der Wirth. Und mit „subito, subito“ werden wir zwei Stunden lang hingehalten, getröstet, mit „*stia pur quieta*“ wird jede Frage nach Proviant und Ausrüstung wie eine Kränkung abgewehrt. Und da ja der Escursionista für Alles gebürgt hat, lassen wir uns gegen zwei Uhr sorglos auf die Maulthiere heben, deren Huje über das holprige Pflaster der Dorfstraße so lärmend hinaufklappern, daß an manch einem Fenster ein neugieriger Kopf erscheint.

Ein Führer, ein Mulo für ihn und für Jeden von uns, ein Maulthiere: so lautet der Vertrag. Der Führer ist da, ein untergesetzter, stämmiger Sizilianer mit glattraxirtem, Zutrauen erweckendem Gesicht. Aber nach dem Maulthiertreiber sehe ich mich suchend um. Das Leitseil meines starkknochigen Thieres hält ein Knabe in der Hand, ein schwarzer Krauskopf mit Augen, die wie Leuchtthurmsenster blitzen, in denen die Sonne sich spiegelt. Er trägt nichts auf dem Leib als eine ausgefranzte Zwilchhose und eine dünne Stoffjacke; und ein kleines, schmieriges Mäuschen sitzt auf dem wohl lange nicht gekämmten Haar.

„Gehst Du mit hinauf?“ frage ich erstaunt.

Er nickt und lächelt.

„So, wie Du da bist?“

Wieder ein Nicken. Nun scheint er aber mein Staunen für Mißtrauen zu nehmen, denn er klopft liebevoll den Hals des Braunen und sagt in seinem schier unverständlichen Dialekt, doch mit fast mütterlicher Zärtlichkeit: „Niente paura, Signorina! Buon cavallo, Signorina!“

Wir treten aus dem Dorf heraus: und nun läßt mir das Bild des vom Aetna beherrschten, prangenden Landes keine Gedanken mehr für den Kleinen. Wir ist, als ritt ich in das Land der Jugend ein, als müsse der Grämlichste heiter und froh werden in diesem Sonnengarten des Glückes. Wie ein holder, bläsender Bacchus liegt er da, das rebenumschlungene Haupt sanft und träumend an des Gewaltigen Fuß gelehnt, des Mächtigen, dessen Namen der Volksmund nicht eitel zu nennen wagt und der auch keinen braucht, weil ihm doch Keiner gleicht, weil der *Mongibello*, der „Berg“, mit Keinem verwechselt wird.

Wie Zwillingsschwestern trifft man Zerstörung und Blüthenpracht oft innig vereint. Wie aus gelber Wüste, aus ödestem, an Hoffnung ärmstem Sand üppige Palmensünder entspringen, so entstand hier auf schwarzer, gleich furchtbarer Wüste ein Märchenreich. Orangen- und Citronenhaine auf dunklem, zerborstenem Lavaboden, knorrige Oelbäume und Lorberheden, gluthrothe Granatäpfel und hohe Magnolien mit weitverästelten Kronen, vielartige Rosen und süß duftendes Saniklegesträuch, Myrthen und Allesüberwuchernde Lauben aus berauschernder *Bougainvillea*. Mitten ins Paradies streckt der Aetna den Fuß; und dort dräuben, gleichsam als Abschluß

des sinnverwirrenden Bildes, taucht Catania auf, an das Meer geschmiegt, das in verschwimmendem Lichtblau zittert.

Wir steigen empor und die schimmernde Landschaft entschwindet. Breitwipflige Pinien ragen ernst und dunkel ins Firmament, schlank Platanen lassen ihre traurigen, marklosen Blättchen herabhängen; nur ein paar Mandelbäume und mit Feigen überfüete Kaktusen schattiren ihr helleres Grün in den tiefen Farbenton.

Plötzlich aber umgiebt uns ein köstlicher Weingarten von unermeßlicher Fülle. Der berühmte weiße Muskat wächst hier und der hellrothe Actinwein und die großen, blauen Trauben, die auf keiner Fürstentafel fehlen. Ueber die von der Sonne beschienenen Wälle huschen bewegliche, goldgrüne Eidechsen, vielstimmige Lieder schallen aus den geöffnieten Gartenthoren. Ernte ist. Zug um Zug kreuzt unseren Weg und lachende Wingerinnen in malerischer Tracht, den buntfarbigen Rock zierlich gefasst, den schwarzumlockten Kopf unter dem mit saftstropfenden Beeren gefüllten Korb anmuthig vorwärts geneigt, entbieten uns ihren fröhlichen Gruß. Wie ein Theaterstück wirkts, ein modernes freilich, das mit den ausgeklügeltsten Ausstattungskünsten arbeitet. Und mit einer Drehbühne. Denn schon wieder wechselt das Bühnenbild.

Am Fuß des untersten Kraters sehen wir. Blicken dann hinauf zu einem zweiten Auswurfkegel, der dem ersten wie ein Bruder gleicht. Man sagt, daß die Entstehung der Monti Rossi im zwölften Jahrhundert siebenundzwanzigtausend Menschen ums Leben brachte. Aber Das sind uralte Geschichten; und so verweist die nächste, heitere Szene rasch den unheimlichen Eindruck der beiden Nordgesellen.

Wir reiten jetzt in einen Kastanienwald ein. Die dunklen Schatten der dichten Zweige kämpfen mit flackernden Sonnenlichtern, so daß die schon bedenklich schiefen Strahlen seltsame Gebilde auf die Erde malen und in alle Regenbogenfarben zerstäuben. Auch hier ist Erntetag. Unser kleiner Maulthiertreiber packt alle Taschen voll von den in Häufen geschichteten Früchten. Lächelnd läßt ihn der Bauer gewähren. Die Marroni, bei uns in festem Kurs von einem Heller pro Stück, sind hier rein gar nichts werth.

Der Sonnenstand hindert längeres Verweilen. Und statt der Kastanien umrauscht uns bald Eichenlaub. Silbrige Birken und Rothbuchen mischen sich drein. Wie ein kraftvoller Riese steht der Hochwald da; schweigend und ernst schützt er das reisende Land zu seinen Füßen vor den Stürmen der Höhe. Spielerisch sorglos bleibt hier kein Menschenherz. Nach tieferer Weisheit grübelst der Sinn, wie um Jahre gealtert fühlt sich die Seele in diesem düstern Walde, der dem Deutschen an seine Heimath gemahnt. Die Heimath! Jetzt erst fällt mir auf, daß wir auf unserem Ritt ganz Europa nordwärts durchziehen, jetzt, da wir die walddunkelungene Heimath grüßen . . .

Nein: Das war nur ein Traum. Ein Bild mehr in dem Cyklus, den die große Dichterin Natur uns vorführt. Niedrig wird jetzt das Gehölz. Zwergkiefern kriechen den Weg entlang, wir nähern uns dem Norden der Erde. Wachholder und Berberitzen gemahnen an die dürftige Heide und nun schimmert ein Strauch uns entgegen, der aus dem dürftigen Hochthal Scandinaviens stammt, der Ginster, der goldigblühende, zartgrüne, anspruchlose, mit seinen Freunden, den kleinen Preiselbeersäuben und zittrigen Farnen, dem purpurnen Kreuzkraut und der glanzlosen Kamille.

Und weiter oben, wo nur noch armselige Büschel von magerem Steppen-

groß hellere Töne in den schwarzen Sammet der Lava werfen, wo das Leben aufhört und das Nichts beginnt, das Nichts, das unversehens dem Wanderer alle Freude aus der Seele wischt bis zum wunschlosen Nachlassen aller wegmüden Kräfte, steht in einer Höhe von zweitausend Metern, wie ein verlornener Vorposten im Kampf der Lebensfülle gegen das Todesgrauen, die letzte Cantoniera. Fast vier Stunden lang sind wir von Nicolosi herausgeritten. Nun ist die Vorstellung zu Ende; die Drehbühne steht still. Grau und kahl, ohne Coulißen, grinst das leere Theater mich an. Auch die Beleuchtungsmeisterin, die zugleich im Rosaschminken das Unvergleichlichste leistet, verläßt jetzt den allmählich sich verfinsternden Saal.

„Buon cavallo, Signorina?“

Meine Gedanken, wie alle in Schönheit verzückt, sind bisher selbstsüchtig gewesen. Nun wenden sie sich dem kleinen Jungen zu, der unablässig die rasch-ausgreifenden Thiere mit Aah und Doh angetrieben hat und leichtfüßig neben ihnen hergelaufen ist. Der mich jetzt, wo es plötzlich ganz schneidend kalt wird, sorgsam in Pferdedecken einhüllt und sich sorglich erkundigt: „Sta bene, Signorina?“

„Und wie geht's Dir, Kleiner?“ frage ich zurück.

Er lacht, herzlich und übermüthig. Und er antwortet gar nicht. Scheint ganz unmöglich zu finden, daß Jemand sich ernstlich um sein Befinden kümmert.

Der Führer treibt zum Abbruch der Nacht. Besorgt gleitet sein Blick über die Aetnaspitze, die sich mit allerlei schwärzlichem Gewölk umgiebt, das gespenstisch von zwei Seiten zugleich die Bergwände emportrieht. Die Sonnenstrahlen haben bisher das freche Rebevolk niedergehalten, der Sturm aber, der jetzt hier oben lustig daherbüßt, jagt es pfeifend hinauf, treibt es wirbelnd um uns herum, so daß es die Dämmerung vertreibt.

Ueber ein großes, schwarzes Trümmerfeld, zwischen aufgethürmten Lavablöcken, durch glatte, rieselige Asche, in der die Maulthierhufe versinken, reiten wir schnurgerade hinauf. Das Stillstehen im peitschenden Nordsturm auf dem aufwärtshastenden, stolpernden und rüttelnd zurückgleitenden Thiere ist nicht allzu vergnüglich. Ich sähle, wie mir langsam das Blut in den Adern gerinnt. Decken und Hüllen wirken kaum stärker als Spinnengewebe. Die Kälte kriecht von unten herauf, umkraut die Füße, den Körper, die Schläfe, dringt ins Gehirn und zerrt an den Nerven.

„Absteigen!“ Kommandirt der Führer.

Ich gleite aus dem Sattel, versuche, zu gehen. In den Alpen daheim nehme ichs mit manch einem Bergsteiger auf. Hier aber, in dieser ganz unerwarteten Kälte, auf diesem rollenden Schutt, versagt die Kraft. Jetzt erst, weit zurückbleibend, kann ich das Tempo unseres Gilmarsches ermessen.

Der Führer hat Angst vor jeder Verzögerung. Ich werde über und über in Decken gehüllt und wieder aufs Maulthier gehoben, dessen tastende Hufe trotz der Dunkelheit vorsichtig jeder bedenklichen Stelle ausweichen. Durch mein Unterbewußtsein zieht das Bild des Burschen, der im einfachen Röschchen einer Kälte von vier Grad unter Null Trotz bietet und ohne Klage laut nun schon die sechste Stunde neben mir den Berg emporläuft. „Povero“, murmle ich, halb unersichtlich, denn meine Unterlippe zittert vor Frost. Er ist viel zu athemlos, um zu antworten, und streichelt nur, zum hundertsten Mal, den Maulthierhals. „Buon cavallo, Signorina?“ Noch immer die selbe Härlichkeit in dem hellen Kinderton.

Run ist es ganz finster. Durch die undurchdringliche Nacht heult der Sturm. Die unübertrefflichste Gelegenheit, mit wachen Gedanken alle Stufenleitern des Grauens emporzuklimmen. Aber die meinen nügen sie nicht. Seltsam verfallen und flügellos sind sie, nicht sieghaft und frei, sondern vom Grauen beherrscht, greisenhaft und gebrochen. Nir ist, als reite ich über Gräber hin, selbst nur noch ein Schatten, zu dem Staub gehörig, der unter den Füßen des Thieres unheimlich raschelt. Nur der brandheiße Schmerz mahnt mich noch an die Wirklichkeit, der meine erkalteten, den Sattel umklammernden Hände durchzuckt. Und die Thräne, die der vom Aetnarauch durchtränkte Kord den brennenden Augen entlockt. Und das Klappern der Zähne, die wie im Fieber zittern.

„Coraggio!“ flüsterts neben mir. Der Junge hebt die herabgefallene Decke auf. Sonderbar, daß mich, die ich diesen Ritt über den Aetnafenogel des Aetna bei tiefer Nacht und eisigem Frost zu meinem Vergnügen mache, dieser Sklave meiner Laune zu trösten sucht. „Siamo vicini, vicinissimi,“ sagt die weiche Anabestimme. Kann man denn das Observatorium in diesem Nebel überhaupt finden?

Doch kurz darauf bleibt die Karawane wirklich stehen. Einen Jubelruf höre ich noch, dann verschwimmt Alles vor meinen Augen. Durch eine im Schnee halbvergrabene Hausthür schimmert Licht, Jemand hebt mich vom Pferd und im nächsten Moment habe ich ein Dach über mir.

Ein Palast ist die Casa Inglese nicht. Aber mich häuflt sie jetzt einer. Hier dünne Ziegelmauern umschließen einen niedrigen Raum, der durch eine Wand in ein Schlafzimmer und die sogenannte „Küche“ getheilt und über und über von seinem, durch alle Ritzen gedrungenen Aetnastaub bedeckt ist. Hier hat es null Grad und unser Athem zieht an dem fahlen Kerzenlicht wie eine Rauchwolke vorüber. Die mitgebrachten Kohlen werden aus Angst vor Gasentwidelung draußen entzündet und erst als Gluth in die Hütte gebracht. Run wärmen wir daran unjeren Thee. Und jetzt erst thau' ich auf.

Drei Herren, schottische Touristen, sind vor uns eingetroffen. Dem einen ist der ungewohnte Hochgebirgsaufstieg nicht gut bekommen. Ein Leidenszug gräßt sich um seinen blassen Mund. Und jetzt zieht er ein schwarzledernes Gebetbuch aus dem Wams und beginnt, andächtig darin zu lesen. Aber keine Erquickung malt sich in dem schmerzhaft verzogenen Gesicht. Die Vinderung bleibt aus, die fromme Gemüther sonst aus einem Bibelpruch schöpfen. Kälte und Bergkrankheit sind höllische Gegner, gegen die der Glaube diesmal vergeblich kämpft.

Für uns giebt's eine schlimme Ueberraschung. Der Proviant reicht nicht aus. Und der Führer hat für sich überhaupt nichts mitgenommen. Da nügt kein Fluchen. Wirthschaftlich einzuthelen für heute und morgen, zwingt uns die Noth. Der Führer bekommt freilich weniger, als ich ihm geben möchte. Der Knabe, der im Stall geblieben ist, läßt mir auf meine Einladung zum Abendessen sagen, er habe sich selbst versorgt. Ich schide ihm Thee und einen Fäulnisschein. Der, schätze ich, wärmt ihn besser als Kohlen. Der Führer will's ihm zuerst gar nicht bringen. Es sei zu viel für den armen Teufel.

Um die vier Wände des „Schlafzimmers“ läuft ein regalartiges Liegegestell aus wagherchten Brettern und Querleisten, wie in einer Bibliothek. Jedes Fach ist mit einem Strohsack von zweifelhafter Sauberkeit ausgestattet. Bald liegen wir, Jeder auf seiner Holzlatte, in die mitgebrachten Pferdekoben gewickelt, hübsch über-



einander geschachtelt wie Waarenballen in einem Magazin. Aber Kälte und Sturm verschwenken den Schlaf. Windstöße schlagen an das Häuschen und die Mauern schwanken sammt den seltsamen Betten. Oder giebt es vielleicht eine andere, unhebbare und unheimliche Macht, die dieses fremdbartige Schwanken hervorbringt? Es ist ja ein Vulkan, auf dem wir diese Nacht schlafen wollen . . .

Um halb Fünf springen wir wie erlöst aus unseren Fächern. Aus Waschen denkt Keiner. Bei der bloßen Vorstellung einer Berührung mit Wasser läuft ein Schauer über die Haut. Wir wärmen den Rest unseres Theevorrathes und dann geht's zu Fuß die letzten dreihundert Meter zum Krater empor.

Der Sturm hat das Gewölk zerrissen, über uns ist glitzernder Sternenhimmel und die gelbe Mondscheibe beleuchtet mit sahlern Schein den schwarzen, steilen Ke gel, dessen offenem Mund weißlicher Qualm entsteigt. Ueber knirschende, abbröckelnde Schlacke geht es weglos und mühsam eine Stunde lang hinauf; mehrmals verlieren die Füße den Halt und die Knie knicken ein. Oben legt sich der schwellige Rauch, der zu schwer ist, um sich gerade in die Luft zu heben, wie eine Decke über den Krater und bringt uns in Nase, Mund und Augen, da wir uns über den Rand beugen, um in die Gasse Vulkans hinabzuschauen. Zwei Kilometer lang ist der Umfang. Die felsigen, in phantastische Formen zer Sprengten Wände hängen nach innen über, wodurch die Umgehung unmöglich wird. Tief unten öligt ein Feuerstrahl auf, den immer wieder zischende Dämpfe verhallen, wenn ihn ein Sturmstoß eine Sekunde lang dem verfürten Auge gezeigt hat. Stand halten kann man dem Orkan weder hier noch tiefer unten auf der glitschigen Lava. Bleibt nichts übrig, als im Rauch kauend den Sonnenaufgang zu erwarten.

Regunglos starre ich hinab in den graufigen Trichter, in das breit geöffnete Orkusthor. Mir ist, als sei ich gestorben, als sei längst vermodert, was an mir körperlich war. Der mühselige Weg durch ein Leben, vom blühenden Jugendland bis zum schwarzen Leichenfeld, endet nun am Eingang in die Verdammniß, den die geheimnißvoll sich regenden Mächte da unten drohend aufgesprengt. Alles Irdische verblaßt in der Erinnerung, der Glaube an das Ueberirdische verhallt sein Haupt. Nur das Unterirdische herrscht, drängt donnernd an die Oberfläche, gurgelt und qualmt und faucht wie ein wüthender Drache.

Mensch nennst Du Dich, der Du oben stehst und hinabschaust in die dampfende Höhe. "Mensch" sagst "tu uno mechu" oder "König" der "Wär". "Armer König! Ein Aufjuden nur aus diesem rasselnden Kessel, in dem es ohne Unterlaß brodelt und kocht, ein Höherleben der rothen Zunge, die jetzt noch im Rachen versteckt ist; und sie leckt Dich hinweg und Tausende Deinesgleichen. Nichts bleibt als ein Knochenacker, über dem die erbleichende Flamme langsam erstarret.

Nimm die Krone ab, kleiner König! Unter Dir bedroht Dich Loges gewaltiger Feuerzauber, über Dir pfeift der Wettergott sein brausendes Lied:

„Ge—da—he—do— —!

Zu mir, Du Gedüst!

Donner, der Herr, ruft Euch zu Heer —

Schwüles Gedüst, bleiches Gewölk . . .“

Klar wird die Aussicht ins Thal heute nicht mehr. „Un po di nebbia“, meint der Führer. „Un po“: Das sind die ungeheuren Nebelflecken, die in abenteuerlichsten Gebilden das Gesichtsfeld durchjagen, geisterhaft beleuchtet vom Mond,

der eben untergeht und dessen letzter, zuckender Strahl nach Osten hinüberschießt und weit draußen in einer silbrigen Wolke ertrinkt. „Il mare“, sagt der Führer. Trotz dem feierlichen Ort würde ich lachen, ließe die Kälte meinen Lippen eigene Bewegungsfreiheit. So aber schüttle ich nur den Kopf. Das Meer! Dort oben, mitten im Himmel! ... Aber daß der Sizilianer auf seiner Behauptung beharrt, rüttelt mich aus meiner Todesstarrheit. Ich vergesse den eisigen Hochwind, vergesse den glühenden Krater. Wie? Dort, in dieser unendlichen Weite, hineinragend in das Himmelsgewölbe, liegt das Meer? So hoch, daß ich es all die Zeit über für das Firmament selbst gehalten habe?

Ein einfaches, grundlegendes Gesetz der Perspektive erklärt die unvergeßliche, überwältigende optische Täuschung. Dort, wo die Linie der Augenhöhe ihr Ende findet, die des Thalwanderers im Horizont, die des Höhenklimmers in der Aethertuppel, treffen alle Parallelen scheinbar in einem Punkt zusammen, so daß es aussieht, als senkten sich die darüber liegenden Herab, als stiegen die darunter laufenden empor. Und da die Aetna Spitze in hehrer Einsamkeit am Ufer des Meeres steht, kein Hinderniß dem Blick sich entgegenstellt, der von der riesigen Höhe des Vulkans die Krümmung der Erde siebenundfünfzigmal weiter als von einem Schiffe aus beherrscht, erglänzt die See uns von hier zweihunderteinundzwanzig Kilometer weit. Und in dem Augenblick, da das Auge, das sich langsamer anpaßt als der Gedanke, zu sehen beginnt, was der Verstand längst erkannt hat, erscheinen uns alle Nützlichkeiten des Aufstieges überreichlich belohnt.

Und doch wars nur ein Prolog. Frau Sonne eröffnet wieder eine Vorstellung im Weltentheater. Wie ein Aufathmen geht es durch die ganze Natur, da sich im Osten der schwarze Vorhang hebt und das unsichtbare rosenrothe Kampenlicht das erste Wölkchen bestrahlt. Ein zweites färbt sich und giebt gleich darauf die Tinte der höherschwebenden Nachbarin ab. Die scharlachne Flamme fliegt mit ihrer frohen Verkündung von Nebelgepinnst zu Nebelgepinnst, krönt jedes eine Sekunde lang mit einem goldenen Heiligenschein, so daß es aussieht, als schwinde sich eine feurige Fackel über unsere Häupter hin.

Wie in Purpur gekleidete Vorreiter eines Krönungszuges sehen die Wolken aus, die unentbehrlich sind, soll das Schauspiel des Sonnenaufganges zu vollendeter Darstellung gelangen. Der Orkan bläht die weitinschallenden Fanfaren und aus den Wassern taucht langsam der obere Sonnenrand hinter schmalen, finsternen Dunststreifen auf, wird zu einer glanzlosen Scheibe und gleicht dann plöblich, da der Rauch des Vulkans sich dazwischen drängt, einem dunkelrothen Lampion, das frei im Weltraum hängt. Eilig steigt der Feuerball höher und höher, verjagt rasch alle bläulichen Schatten, die den Keima umfassen gehalten, so daß nur die tiefen Schluchten die Nacht noch umdämmert. Jetzt ist auch das märchenhafte Rosenroth fort; der blanke Morgenstrahl buldet nur Weiß und Schwarz. Buldet auch keinen nächtigen Spuk; Gespenster und Höllengeister flüchten vor ihm und das erstarrnde Grauen läßt von der Seele ab, die er durchsonnt. Flügel wachsen nun wieder meinen Gedanken, die der Aetna aus seinem Pann freigegeben, der Aetna, der im hellen Tageslicht nichts ist als ein harmlos gewordener Krater, und sie schwingen sich kraftvoll empor, werden zu Herren über Sturm und Lohe und Meer.

Völlig belanglos scheint nach diesen zauberhaften Minuten, ob die Aussicht sich klärt oder nicht. Ob da unten, dreitausenddreihundert Meter tief, Städte und

Dörfer liegen, Hügel und Thäler. Danach fragt Keiner von uns. In weltentrückter Stimmung eilen wir über den Lavamantel zum Observatorium zurück. Der neuerwachte Lebenswille schlägt in sprudelnde Laune um, die nicht einmal von der Mürghlichkeit des Frühstüdes herabgedrückt werden kann. Und als nach dem raschen Wahl der Führer zum Aufbruch bläht, lassen sich die frisch gewordenen Dästerer nicht nehmen, auf dem Vulkan einen Walzer zu tanzen.

Hinunter geht es zu Fuß. Das Reiten wäre für uns eine gleich große Marter wie für die Thiere, die der Zunge bereit zur Cantoniera sähet, während wir einen Umweg nach Osten machen. Zum oberen Rand der Valle del Bovo, wo die Aetnawand zwölfhundert Meter tief gegen das Meer hin abstürzt und von wo aus man über Äthen weisen, schluchtartigen Abgrund hinauschauf nach Taormina und nach Kalabrien. Tiefblicke sind oft in der Idee großartiger als in der Wirklichkeit. Taormina, das liebreizende romantische Felsenneß, sieht von oben aus wie ein toter Raifäser, wie ein Sandhaufe das sagenumrauschte Scilla Homers dräben an der Stiefelspitze des italienischen Festlandes. Gewaltig und erschütternd aber wirken die beiden uralten Krater da tief unter uns, deren schwarze, graulige Nachen zu uns heraufdräuen. Ausgebraunt, starr und still sind sie, ewige Wahrzeichen einstiger Schreckenszeit, die sie unter donnerndem Krachen gebat.

Hier oben giebt es noch dampfende Herde genug, an denen der Abstieg vorüberföhrt. Tiefer unten gehts zwischen unzähligen toten Kegeln hindurch, die Jahreszahlen als Namen tragen und deren jüngster dreizehn Jahre zählt. Inmitten der unheimlichen Hügel sichts neben seinem mageren Maulthier ein alter Mann und hadt eifrig in den tiefen Schnee, der hier oben auch im Sommer nicht schmilzt. Verwundert sehe ich zu; spreche ihn an. Was kann da Einer zu suchen haben?

„La novo“, erwidert er kurz.

„Den Schnee?“

Ja, unten in Catania brauche man ihn statt des theuren Eises. Sogar nach Malta verschickte man Aetnasirn. Bis zu achtzehntausend Lire im Jahre trage der Handel. Unwahrscheinlich genug klingt die Summe. Und der Arme, der da heraufsteigt mit Hade und Rulo, sieht nicht danach aus, als bekäme er viel davon. Ein bequem in Catania sitzender Unternehmer vielleicht eher . . .

Und in plöthlicher Ideenverbindung frage ich den Führer, wie viel ihm der Escursionista für die Partie bezahle.

„La tariffa“, lautet die prompte Antwort, „dieci lire.“

„Zehn Lire? Und sonst nichts? Kein Trinkgeld?“

„Nulla, Signorina!“

„Und was bekommt der Mulathiere?“

„Nulla, Signorina!“

Dieses gleichmüthige, selbstverständliche „nulla“ bringt mich ganz aus der Fassung. Vielleicht habe ich falsch verstanden. Das ist doch ganz unidentbar. Und nochmals stelle ich die Frage.

„Assolutamente nulla“, klingt es jetzt, gleichsam das Wort untermalend.

Er sagt es aber ohne weiteres Wundern. Der Junge siehe bei dem Maulthierbesitzer in dienft, zu dem solche Aetnadestigung eben gehöre, und denke gar nicht an Extralohn. Mir liegt das Herz plöthlich feltjam lastend in der Brust. Wie den Milderungsgrund einer Schuld bringe ich stotternd vor, daß der Unternehmer

in Catania ausdrücklich die Trinkgelder in seinen Preis miteingeschlossen habe. Nun wird der Führer sehr lebhaft. Diesen Preis wünscht er zu kennen. Dann rechnet er miß vor, Posten für Posten. Alles zusammen mache es vierzig Lire per Kopf. Dabei müsse der Wirth in Nicolosi noch Provision bezahlen, so daß der Proviant natürlich nicht reichlicher sein könne. Die Geschichte mit dem Telegramm sei Ge-flunker, mit der Ausrüstung sei erst auf den Brief hin begonnen worden, der dem Catanier fünfundzwanzig Lire von jedem Touristen trägt, während es für ihn und den Jungen weder Trinkgeld noch Verpflegung gebe. Der Führer verstummt. Er spricht weder von der eigenen noch von des Knaben Leistung. Das Schweigen aber schreit lauter, erbitterter, als Flüche es könnten.

Fast unmittelbar nach unserer Ankunft bei der Cantoniera sehe ich den Jungen mit seinen vierjährigen Pfleglingen den Berg herunterschlendern. Die eine Schuh-sohle ist ihm unterwegs losgerissen und er hat sie an den Fuß mit einem Strick angebunden, auf den er nun bei jedem Schritt treten muß. Von Zeit zu Zeit bückt er sich und schiebt die Bindeschnur an eine andere, noch nicht schmerzende Stelle. Dabei singt er ein Liedel, eins der schwermüthigen, süßen, eintönigen Volkslieder, die so unvermittelt in helles Lachen überspringen und dann in einen langgezogenen Seufzer enden.

„Was hast Du gestern Abend gegessen?“ age ich in jähem Argwohn.

„Poco, Signorina!“

„Was?“

Er lächelt. „Castagno, Signorina.“

„Und zum Frühstück?“

„Castagno, Signorina.“

Jetzt aber kommt, wie eine beglückten Erinnerung, ein Leuchten in seinen Blick. Blistz schnell, ehe ichs hindern kann, küßt er mir die Hand. Wie seine Mutter froh sein werde! Und die Geschwister! Fünf Lire! Gold ein Schaf! Strahlend schaut er mich an, strahlend und haunend: „Così buoni signori non ho mai veduto in tutta la mia vita . . .“ Und Thränen stehen in den dunklen Wimpern. Er möchte gern mehr noch sagen, aber sein krauses Sizilianisch erschwert die Verständigung. Und da bricht er ab, blickt mich bloß mit den blanken Schwarzaugen an und legt Alles, was er auf dem Herzen hat, in die alte, zärtliche Frage: „Buon cavallo, Signorina?“

Mich würgt es im Hals. Daß es tüchtig heiß geworden ist, habe ich darüber beinahe vergessen. Oder vielmehr: ich wage gar nicht, daran zu denken, daß die leichte Bluse jetzt wärmer wirkt als oben Decken und Mäntel. Auch nicht daran, daß mich Müdigkeit, Abspannung und Gliederschmerzen quälen. Denn ich schäme mich, schäme mich vor dem Knaben mit seinem lustigen Liedel und seinem am den Fuß gebundenen Strick.

Auch im Hotel unten in Catania schäme ich mich noch, während die Wäfte laut meine Leistung bewundern. Und da schießt ein quälender Gedanke durch mein Hirn, eine wohl nie beantwortete Frage. Wer mögen sie sein, all die Namenlosen, die Das wirklich vollbrachten, verhält vom Dunkel der Vergessenheit, dem sie niemals enttauchen, — Das, wofür die Vornehmen hier in dem prunkvollen Speisesaal und draußen in der Welt die Anerkennung fordern und den Lohn einheimen?

## Courtisanen.\*)

Ueber die käufliche Liebe dachte man im Cinquecento wesentlich anders als heutzutage, wenn freilich es auch damals nicht an Stimmen fehlte, die die Prostitution in all ihren mannichfachen Nuancen verurtheilten, an gesetzliche Maßnahmen, die das Treiben solcher Frauen einzuschränken suchten, noch endlich auch an klugen Leuten, die, weder das Uebel noch seine Nothwendigkeit verkennend, den besten Ausweg in einem glimpflichen Kompromiß suchten zwischen dem Widerstreit sittlicher Mächte und sozialer Gewalten.

Man hat die Cortigiana der Renaissance oft und gern mit der Hetäre des griechischen Alterthumes verglichen. Beiden eignen in der That mancherlei gemeinsame Merkmale; doch giebt es auch wesentliche Unterschiede. Hellenische Kultur war organisch aus klimatischen, ethnologischen und politischen Bedingungen herausgewachsen. Ihre Wiebergeburt (das Wort ist kein recht glückliches, weil es ja immer nur eine Wiederkehr des Neulichen, nie des Gleichen giebt) war zum Theil eine bewusste, absichtliche Nachahmung des römisch-griechischen Alterthumes unter völlig veränderten Verhältnissen sowohl des Volksthumes als der äußeren Lebenserscheinungen. Zwanzig Jahrhunderte waren über die Blüthe der hellenischen Kultur dahingegangen und anderthalb Jahrtausende hatten die Sündhaftigkeit fleischlicher Lust gepredigt, die dem heidnischen Griechen nie als etwas Unerlaubtes, im Gegentheil: als etwas zur religiösen Verehrung der Aphrodite Gehöriges gegolten hatte. Die Ehe war eben in Hellas keine durch Kirche und Sakrament geheiligte Institution; die Frau selbst nahm eine untergeordnete Stellung ein und Niemand kam in Konflikt mit sozialen und sittlichen Gesetzen, wenn er der Willkür seiner Instinkte folgte. Gab der Verkehr mit der Hetäre dem geistig hochstehenden Griechen den intellektuellen Genuß, der sich ihm daheim am häuslichen Herde versagte, so war es in Italien damals beinahe umgekehrt. Die Dame der Gesellschaft zeigt sich im Rinascimento an Bildung dem Mann ebenbürtig und die Courtisane, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kann sich mit ihr in geistiger Beziehung nicht messen. Daß man überhaupt geistige Ansprüche an die Courtisane stellte, war mit eine Folge des kulturellen Niveaus, auf dem die Dame der Renaissance-Gesellschaft stand; der gebildete Grieche aber war aus der Banalität der legitimen Umarmung zu der für Kunst und Bildung empfänglicheren Hetäre geflohen. Ist die Courtisane sich der Wirkung ihrer physischen Reize auf den Liebhaber nicht mehr gewiß, so bleibt ihr nichts Anderes übrig, als innere Vorzüge, die sie nicht besitzt, zu heucheln. Und einem leidlich begabten Weib ist nicht schwer, durch den Firnis oberflächlicher Bildung selbst den geschicktesten Mann zu täuschen, wenn er mit seinen Gefühlen engagirt ist.

In einzelnen Fällen erklärt sich eine höhere Bildung der Courtisane aus dem gut bürgerlichen Milieu, dem sie entstammt. Im Allgemeinen aber den Vuhlerinnen der Zeit ein hohes Maß von Bildung und Wissen zuzusprechen, ist eine durchaus irrige Ansicht; sie beruht auf dem Vorurtheil, wonach die Renaissance immer nur im rosenigen Lichte geschaut wird, einem Vorurtheil, das nachgerade sich

\*) Ein Fragment aus dem an menschlichen Dokumenten reichen, freilich nur für Reife geschriebenen Buch „Frauenbriefe der Renaissance“, das (in der von Gurlitt herausgegebenen Sammlung „Die Kultur“) bei Barb, Marquardt & Co. erscheint.

zu einer Modedummheit auszuwachsen scheint. Von den Hunderttausenden jener Dirnen, die in Kleid und Unwissenheit verkamen, schweigt der sonst so redselige Chronist; und die Zahl der Namen, die uns die Kulturgeschichte aufbewahrt hat, ist, wie Burckhardt richtig bemerkt, im Verhältniß zu der Unmenge von Dirnen in den großen Kulturcentren Italiens so gering, daß ihre Trägerinnen als typische Vertreterinnen nicht gelten können. In literarischem Sinn von sich reden machte die berühmte römische Cortigiana Imperia. Fabio Ughi, der später Papst Alexander VII. heißt, nennt sie nobilissimum Romae scortum. Neben ihr sind noch andere zu erwähnen, zum Beispiel: Lullia d'Aragona und Veronica Franco. Sie verfaßten Gedichte. Die der Veronica Franco verrathen mitunter mehr als ein gewöhnliches Reimtalent. Solche Verse werden häufig von dem Galan gefeilt; manchmal ist ein Kuppler der heimliche Verfasser. Nicht selten funktionierte auch der Kuppler als Briefsteller. Hungernde Literaten genug mochten sich zu diesem Metier hergeben. Daß viele Dirnen des Lesens und Schreibens kundig gewesen seien, ist nicht wahrscheinlich; doch darf man es außer bei den genannten bei einer Kamilla aus Pisa und einer Beatrice da Ferrara als erwiesen betrachten. Auch Analphabeten können aber eine gewisse Kultur haben. Die Dirne, die sich mit künstlerischem Geschmaek kleidete, mit einem süßen Stimmchen zum Singen, mit etwas Grazie zum Tanzen begabt war, die nöthige Dosis Mutterwitz beim Plaudern entwickelte und einen schönen Körper zu pflegen verstand, war sicher berufen, bei eleganten Lebemännern Gefallen zu finden, auch ohne Reime und ohne lateinische Phrasen. Die großen Bühlerinnen mit den hochtrabenden Namen (Arcetino und Andere machen sich oft genug über sie lustig) gingen meist aus plebejischem Milieu hervor. Die Gesellschaft nimmt erst von ihnen Notiz, wenn sie sich lancirt haben. Dann aber wachsen die Lebensansprüche der Cortigiana ins Märchenhafte. Ein Arsenal von kosmetischen Mitteln verschönt den vielbegehrten Leib, eine Skala raffinirtester Liebeskünste reizt die erschlafften Nerven der zahlungsfähigen Kunden zu immer brünstigeren Lüsten. Zahlreiche Dienerschaft steht den Gefeierten zu Gebot; sie schreiten einher mit der Grandezza von Königinnen, wohnen in Palästen und Villen, die von Malern ersten Ranges geschmückt, mit den theuersten Stoffen und Möbeln ausgestattet sind.\*) In den Vestibulen und Atrien krawcht und flucht allerhand seltenes Gethier, freischaffene Affen, plappern Papageien, wimmelt eine ganze Menagerie von exotischen Geschöpfen der alten und der neu entdeckten Welt. Weinend mußte Eva Eden verlassen, als sie vom Baum der Erkenntniß gegessen hatte: das Paradies der Cortigiana, wie es Carpaccio gemalt hat, erschließt sich erst nach dem Sündenfall. Kurz vor der Renaissance galt die Bühlerin noch als eine Verworfenne, mit dem Brandmal der Schande Behaftete; war sie von Denen, die am Wege starben und in geweihter Erde nicht begraben werden durften. In der zweiten Hälfte des Quattrocento wandelt sich so strenge Meinung schnell zu einer Anschauung, die seltsam

\*) Bandello erzählt, daß der Gesandte des Königs von Spanien, als er die Imperia eines Tages besuchte, in ihrer kostbaren Wohnung sich vergebens nach einem Fleck umjah, wo er ausspeien könnte. Und so spie er endlich einem hinter ihm stehenden Diener ins Gesicht mit den Worten: „Laß es Dich nicht verdrießen; Dein Gesicht ist hier das Häßlichste, was ich sehe.“ Die Imperia habe den Spaß nicht übel genommen, sondern ihn als ein artiges Kompliment aufgefaßt.

gemischt ist aus den alten Vorurtheilen kirchlicher Moral, aus lächelnder Toleranz, fittlicher Indifferenz und staunender Bewunderung für das Ideal der hellenischen Heldin, wie es dem Renaissancemenschen vorschwebt. Der Uebergang von einem Extrem ins andere zeigt sich in den Worten des Johannes Burchardus (der Geheimschreiber des vierten Sixtus war), die zwischen *cortesanæ honestæ* und gewöhnlichen *meretrices* unterscheiden. Unter den „ehrbaren Süßlerinnen“ versteht er natürlich die von Prälaten und Gesandten am römischen Hof bevorzugten.

Die vornehmste Repräsentantin ihres Standes ist in Venedig die schon erwähnte Veronica Franco. Sie erfreut sich der Gunst Heinrichs des Dritten von Valois, Königs von Frankreich und Polen, der ihr auf der Durchreise von Krakau nach Paris im Jahr 1574 seine Huldigungen darbringt. Sie empfängt in ihren Salons viele fremde Schriftsteller und Künstler, schreibt an den Herzog von Mantua und an den Cardinal Luigi von Este Briefe in dem unterwürfigen, schwülstigen Stil, worin selbst die größten Künstler der Zeit den Launen der Männer und Mæcene schmeicheln, ästhetisirt über den Werth von Manuskripten, die ihrem Urtheil unterbreitet werden, und giebt gemäß dem allgemeinen literarischen Brauch jener Epoche die eigenen Arbeiten angesehenen Freunden zur Begutachtung und Verbesserung. In einem Brief leugnet sie die Ueberlegenheit der antiken Bildhauer und Maler über die modernen: „Ich habe ehrenwerthe und in Dingen des Alterthumes gar wohlbewanderte und sehr kunstverständige Männer jagen hören, daß es in unserer Zeit Maler und Bildhauer gegeben hat und noch heute giebt, die den Alten sich nicht nur vergleichen lassen, sondern ihnen sogar vorzuziehen sind.“ Die Freundin Tintoretto's durfte so große Worte sprechen.

Reichlich ein halbes Jahrhundert, bevor sich König Heinrich nachts heimlich aus dem Dogenpalast zu Veronica Franco schlich, führten in einer Villa des Filippo Strozzi bei Florenz leichtfertige Dämchen ein lustiges Leben. Sie hießen Kamilla, Alessandra, Beatrice und Brigida. Strozzi und seine Freunde, darunter Lorenzo de Medici, Herzog von Urbino, Francesco degli Albizzi und Francesco del Nero, bestritten gemeinsam die Kosten des Unterhaltes. Die Kavaliere dürfen den Schönen abwechselnd tributpflichtig gewesen sein und abwechselnd auch ihre Zärtlichkeiten in Anspruch genommen haben, was natürlich nicht ausschließt, daß auch promiscue geliebt und gezahlt wurde. Einige Briefe, die von ihrer gemeinschaftlichen Villegiatur aus die Cortigianen an diese florentiner Herren sandten, sind uns erhalten geblieben. Besonders fleißig hat Kamilla korrespondirt. Filippo Strozzi, der Gatte der Clarice de Medici, war der reichste Bürger von Florenz, der „läderlichste, leichtsinnigste und gebildetste Edelmann Italiens“. Vittoria Colonna hat später durch ihre einflußreiche Fürsprache vergebens ihm das Leben zu retten versucht, das er durch einen politischen Anschlag auf die Medici vermirkte. Francesco del Nero ist der Geschichte als Freund und Verwandter des Machiavelli bekannt und Francesco degli Albizzi war der Vertraute Giovanni's de Medici.

Kamilla schreibt gewandt und leidenschaftlich. Daß sie in Filippo Strozzi mehr sah als das reiche „Verhältniß“, beweisen ihre Expectationen gegenüber Filippo del Nero, dem sie, als die Liebslei mit Strozzi aus ist, ihre seelischen Qualen offenbart. Bald zwischen den Heilen, bald mit unterhöhlener Deutlichkeit klagt sie dem neuen Freunde ihr Leid. So lange die Intimität mit Filippo besteht, versichert sie ihn stets ihrer Uneigennützigkeit, Liebe und Treue. „Vortreff-

licher Filippo! Wenn meine Liebe zu Euch Anderes begehrte als Eure Gunst und süße Reizung, dann könnte ich eben so gut wie Andere je nach Bedürfniß Gaben und Geschenke annehmen und begehren wollen. Da aber diese Liebe vollkommen aufrichtig und herzlich ist, so will ich Euch in diesem Brief keine Probe vom Gegentheil unserer Knechtschaft und Treue geben; denn wie Ihr selbst werdet bezeugen können, richtet sich unser Sinn nicht auf solche Dinge, und wenn Ihr um unserer willen Unannehmlichkeiten, Verdruß und Unkosten gehabt habt, so thut mir Das bis ins Herz weh; und wir hätten gern allerlei Beschwerden auf uns genommen, um Euch nicht in Mitleidenschaft zu ziehen; doch unsere Kräfte reichen ohne Eure Hilfe nicht aus. Daraus mögt Ihr ersehen, daß das unumgänglich Nothwendige nie von uns verschmäht wurde. Da aber jetzt die zehn Dukaten, die Ihr sendet, überflüssig sind und ganz außerhalb unserer Wünsche liegen, so sende ich sie zurück, nicht aus Unhöflichkeit oder weil, was von Euch kommt, uns nicht immer angenehm wäre, sondern nur, weil wir sie jetzt nicht brauchen.“

Persönlicher klingt der Ton der Bijanerin, wenn sie sich bei Francesco del Nero über Philippos Untreue beklagt. „Gott stürze Die ins Unglück, die statt meiner all mein Gut besitz! Verflucht sei die Nacht und die Stunde, da andere Arme als die meinen ihn fest umschlungen hielten! Verflucht sei jeder Kuß und jede Zärtlichkeit, die mir zum Schaden und Verdruß geschah! Verflucht auch seine geringe Treue! Bei Gott: es ist mir nicht neu, daß er seit zwei oder drei Monaten in eine Andere vernarrt war; aber vielleicht, wenn erst einmal der Sinnestau mel vorüber ist, wird der Durst gestillt sein.“ Empörter Stolz, wie er selten genug die konventionellen Höflichkeitsformen des Renaissancebriefes durchbricht, spricht aus einem anderen Brief an Del Nero. Stroggi, um sie los zu werden, hat ihr andere Liebhaber auf den Hals geschickt, hat sie gewissermaßen als Freiwillig seinen Kumpanen preisgegeben und dann mit ihnen seine Späße über sie gemacht. „Er soll mich in Frieden lassen in meinem Unglück und mich nicht an Andere abtreten und verschicken; denn ich meine, ich bin als eine Freie geboren und als keines Menschen Magd oder Skavin. Er weiß, wie oft ich ihm die Annahmung untersagte, Andere hier einzuführen und mich ihnen als Beute zu überlassen. . . Zum Teufel, er hat ja so viele Weiber, junge Leute, Knaben und Knäblein aller Art, daß ich dünkte, ihm müßte schon längst die Lust vergangen sein, sich um meine Angelegenheiten zu bekümmern.“ Da redet echte Empörung.

Innerhalb der Villegiatur hat Kamilla eine gewisse Autorität. Ist eine der Genossinnen krank, so läßt sie den Arzt holen, bezahlt, wenn nöthig, die hohen Honorare aus eigener Tasche; und giebt es Festlichkeiten im Hause, so sorgt sie für einen reichlich gedeckten Tisch. Del Nero leistet galant dabei Hilfe. „Da ich in allen Dingen Eurer Hilfe benöthige, so möchte ich, daß Ihr uns für Sonntag dreihundsechzig Schelen schickt, zu einem Pfund das Stück, denn sie müssen womöglich gleich groß sein. Ich denke, Ihr erinnert Euch, daß ich auch im vergangenen Jahr welche aufstischen ließ. Ich werde unseren Kellermeister und auch den Bewalter mit Geld hinschicken; ich bitte Euch, daß sie mir ja nicht ausbleiben. Ich würde Euch nicht damit befehlen, aber es giebt nicht Viele, die mir diesen Dienst leisten könnten.“ Gelegentlich macht sie wohl auch ein Wischen die Kupplerin: „Mein Liebling! Du bist närrisch, wenn Du glaubst, ich werde erlauben, daß die Lessandra ein anderes Verhältniß eingeht. Dir habe ich sie bewilligt und ge-



schenkt mit Leib und mit Seele; mach, daß Du sie Dir warm hältst, denn ich gebe meine Sachen nicht weg, um sie wiederzunehmen. Doch wenn wir ihn (irgend einen Cavalier) in diesen Kreis aufnehmen sollen, so werden wir ihm die Brigida geben. Ich werde jedenfalls nichts ohne Eure Einwilligung thun."

In dem Dreieck Alessandra, Kamilla, Del Nero bedrängt der Liebhaber heute die eine, morgen die andere der beiden Courtianen, ohne daß Eifersüchteleien zwischen den Freundinnen vorkommen. Immerhin aber wahrt Kamilla beim Verkehr mit Filippos Nachfolgern einige Heimlichkeit: „Wenn Ihr kommt, so geht das Zeichen nah bei meinem Zimmer, wo ich jetzt wiederum schlafe, damit Ihr nicht lange zu warten braucht.“ Doch geschieht Das wohl mehr mit Rücksicht auf Strozzi; denn an Strozzi sucht sie, obwohl vernachlässigt, beleidigt, verhöhnt und betrogen, immer und immer wieder sich heranzumachen. Unwiderstehlich, nach echter Dirnenart, fühlt sie sich von der Brutalität dieses Mannes angezogen. Der Dritte im Bund ihrer Liebhaber ist Francesco degli Albizzi. Sie scheint ihm nach Rom nachgereist zu sein und schwört ihm, wie vorher dem Filippo Strozzi und dem Francesco del Nero, ewige, unverbrüchliche Treue und Liebe: „Einen Anderen als Euch lieben will und mag ich nicht, denn Euch habe ich mein Herz, meine Seele gegeben und die Eure will ich für alle Zeit bleiben.“ Ueber den selben Albizzi schrieb sie früher an Del Nero: „Er ist in Rom angelangt und wird, vermuthet ich, Filippo gegenüber Alles ableugnen, denn er ist ein Blüner, wie er im Buch steht. Aber ich weiß, daß er an sie (gemeint ist wahrscheinlich Clarice de Medici, die Gattin Strozzi's) all unsere Geheimnisse verrathen hat. Filippo würde gut, sogar sehr gut daran thun, mit ihm nicht zu verkehren, denn er ist ein unehrenhafter Mensch und das größte Walschweib von Florenz.“

Die paar Briefe der Alessandra an Del Nero lassen sich mit wenigen Worten abthun. Alessandra, eine etwas ungrammatikalische und unorthographische Person, spricht (man sieht es an den eingefügten Hauchlauten) einen unverfälscht florentinischen Dialekt. Sie weiß selbst, daß sie sich als Stilistin mit Kamilla, die sogar ein Buch verfaßt hat, nicht messen kann: „Meine Schreibweise ist unzusammenhängend und idiotisch, der ganze Brief abscheulich. Das hat zweierlei Gründe: erstens kommt es von meiner Unwissenheit und zweitens daher, daß ich in solcher Beschäftigung keine Übung und Erfahrung besitze.“

Um so mehr Beachtung verdient Beatrice da Ferrara, die originellste und amüsanteste von den Bewohnerinnen des Strozzi'schen Freudenhauses. Ihr Ansehen kann nicht gering gewesen sein, da der Dichter Francesco Molza sie während einer Schwangerschaft in einer Elegie feiert und sogar Vittoria Colonna nicht verschmäht, sich in einem Sonett mit ihr zu befassen. Sie liebte später, wahrscheinlich Lorenzo de Medici zu Liebe, nach Rom über. Von dort aus hat sie Briefe an den Herzog von Urbino nach Ancona gerichtet. Zwar hatte in Florenz im Jahre 1513 der noch jugendliche Lorenzo dem Cardinal Giulio versprochen: „Ich werde mich nach allen Kräften bemühen, Seiner Heiligkeit (Giovanni de Medici) Ehre zu machen, Dem keine Schande zu bereiten, dessen Namen ich trage, und nicht zu entarten von den Ahnen meines Hauses, obwohl ich noch jung und bei Fleische bin.“ Doch was halfen die guten Vorsätze in dem verführerischen Rom Leos des Zehnten? Beatrice da Ferrara ist nur eine von Vielen, die seine politische Thatkraft entervten.

Der Herzog liegt im Hospital zu Ancona an einer Wunde darnieder, die er

als Hauptmann der päpstlichen Truppen im Felde erhalten hat. Ihr Mitgefühl auszusprechen und den Patienten durch schnurrige Berichte aus Rom zu erheitern, schreibt sie: „Da ich von der schrecklichen Begebenheit gehört hatte, wollte ich für Euer Erlaucht zu Gott beten; aber gewisse zudringliche Menschen lagen mir Tag und Nacht in den Ohren, ich solle . . . na, Ihr wißt schon, was. Beinahe hätte ich es gesagt, aber aus Ehrerbietung will ichs lieber verschweigen . . . Endlich kam mit Gottes Hilfe die Woche heran, wo er aus Liebe zu uns, um uns zu erlösen, in den Tod gehen wollte. Da beichtete ich nun halb zerknirscht bei unserem Prediger von San Agostino; ich sage unserem, denn all wir Huren, so viele wir sind in Rom, gehen in seine Predigten. Weil er nun eine so respectable Gemeinde vor sich sah, glaubte er natürlich, uns Alle bekehren zu müssen. Eine harte Aufgabe! Meinetwegen hätte er hundert Jahre lang salbadern können. Dennoch geschah es, daß die Gambiera Ronne wurde: und nun nennt sie sich Schwester Sophia, — sie, die einst für Alle zu haben war. An dem selben Tag, wo ich beichtete, beichteten auch die Gambiera und die Tadea. Da kann sich Euer Erlaucht denken, was der Priester für nette Dinge zu hören bekam; und noch dazu Alles auf einmal. Ich hatte schon Angst, er würde mich tüchtig ansfahren; er benahm sich aber sehr diskret. Kaum hatte ich die Beichte abgelegt, so begann ich, Gott für Euer Erlaucht zu bitten, daß er mich, obwohl ich nur eine Sünderin und Hure sei, mit Hintansetzung aller anderen Gnaden Eurer Errettung würdig hielte und mich Euer Erlaucht so wiedersehen ließe, wie Sie früher gewesen sind. Und ich that ein Gelübde, falls er mich darin erhöhe, Santa Maria di Loreto zu besuchen. So beschloß ich, zu kommen. Acht Tage lang, gnädigster Herr, habe ich in heiligem Thun verbracht, ohne zu sündigen; und es ist mir nicht einmal schwer gefallen . . . Doch Scherz bei Seite . . .“

Man sieht: Beatrice, obwohl im Grunde gläubig, fühlt eben so wenig katholisch wie die ganze höhere Gesellschaft in Rom. Aber wenn sie alt und reizlos geworden ist, dann wird sie aus Noth tugendhaft sein, fasten, sich kasteien und reinig, wie viele große Courtisane des Rinascimento, in den Schoß der Kirche zurückkehren.

Lothar Schmidt.



## Verse.

### März.

Der Himmel ist tiefblau erblüht  
Mit den Weissen zugleich am Hang,  
Die ganze Märznacht lang  
Erlang der stürmende Säb.

Wie sind wir doch jung und voll  
Von Unruh, Sehnsucht und Drang!  
Die ganze Märznacht lang  
Aufhorchte das Herz und schwoll.

Fast sind uns die Thränen nah,  
So bebten wir heiß vor Dank  
Die ganze Märznacht lang:  
Der Frühling ist wieder da . . .

Wien.

### Im Mondschein.

Eine Laute klang im Mondschein,  
Eine Stimme sang dazu.  
Der Garten lag tief im Mondschein  
In des Abends träumender Ruh.

Der Knabe sang leise zur Laute,  
Was das Herz ihm vorsang ganz laut,  
Daß er zu lieben sich traute,  
Wo Keiner zu lieben sich traut.

Dem fließenden Silberglanze  
Spazirte die Fürstin entlang.  
Es ist eine blasse Romanze  
Aus Mondschein und Lautenklang.

Camill Hoffmann.

## Drei Briefe.\*)

I. Herr Harden! Mit großem Vergnügen habe ich Ihren satirischen Doppelbolchstoß gegen Die gesehen, die in der Weglassung solcher Briefwendungen wie „Sehr geehrter Herr“ und „Hochachtungsvoll“ nur „Flegelrei oder Narrenthum“ erblicken, aber auch gegen Die, die zur Weglassung solcher Formeln „Vereinigungen“ gründen oder sonst sich der besonderen Hilfe Gottes versichern müssen. Ich glaube wirklich, daß die Frage der deutschen Briefformeln wohl mal ernsthaft erörtert werden kann; sie gehört zum Thema des deutschen Geschmacks. Ich habe auf meine Briefbogen den Vermerk setzen lassen: „An der Vermeidung konventioneller Briefwendungen bitte ich nicht Anstoß zu nehmen.“ Gott sei Dank: Das hat denn auch seitdem Niemand gethan. Und eben so Gott sei Dank: ich habe nie bemerkt, daß ein Gebildeter sich durch den Anblick meiner vereinfachten Ausdrucksweise gereizt gefühlt hätte, seine ihm gewohnte Ausdrucksweise mir gegenüber zu ändern. Aber ohne den Vermerk würde ich mir's einfach nicht getrauen, eben so wenig wie ein Deutscher sich's getrauen würde, mit dem Hut in der Hand spaziren zu gehen, ohne auf irgend eine Weise (etwa durch ein Vereinsabzeichen oder durch Abonnement auf eine Hut-in-der-Hand-Träger-Zeitschrift) kundzugeben, daß er sonst zahm ist. Als Deutscher muß man eben immer wissen, daß jede Geste, die man thut oder läßt, als Programm aufgefaßt wird, als der „neue Stil“, zu dem man die Welt bekehren will. Daß das „Programm“ einfach darin bestehen könnte, überhaupt der Schablone um jeden Preis die Nacht brechen zu helfen: dieser nicht gar so fern liegende Gedanke kommt bei uns nur Denen, die die Lebenshöhe überschritten haben und durch viel Leiden zum Grübeln und zu einer ausgeglichenen Weltanschauung gelangt sind.

Also zunächst einmal: „Euer Hochwohlgeboren“ und „Sehr geehrter Herr“, „In größter Ergebenheit“ oder „Mit vorzüglicher Hochachtung“ sind an sich Briefwendungen von historischer und ästhetischer Berechtigung. Sie stammen aus einer Zeit, da das Schicksalgefühl gebot, auch im brieflichen Verkehr, und da um so mehr, die Abstände zu erhalten, die im Leben zwischen Ständen und sozialen Schichten maßgebend waren. Daher stammen sie, so gut wie die „Onädige Frau“, die „Vöbliche Redaktion“ u. s. w. Aber sie sind bereits durch den bürgerlichen Gebrauch verwässert und verallgemeinert worden. Es ist ästhetisch verständlich, daß das Bürgerthum beflissen war, auf allen Gebieten zu beweisen, daß es ihm zur Aufrechterhaltung der beim Adel üblichen, oft etwas umständlichen Höflichkeitformen, die durch Einflüsse juristischen Amtsstiles noch gefärbt wurden, weder an Vornehmheit und Würde noch an gutem Willen und Ruhe fehle. Der Geschmack hat sich stets zwischen den Grenzen luxuriöser Ornamentik und puritanischer Einfachheit bewegt. Wir halten den Franzosen nicht für unhöflich oder geschmacklos; aber seine Briefanrede lautet einfach „Monsieur“. Der Engländer schreibt „Dear Sir“, unserm „sehr geehrten Herrn“ gegenüber immer noch einfach bieder. Und nicht wahr: wenn ich die Ehre habe, Sie zu besuchen, so sage ich „Herr Harden!“ zu Ihnen und Sie kommen nicht auf den Gedanken, die freiwillige Ehrerbietung, mit deren Versicherung civilisirte Menschen einander die bittere Pille des Daseins versüßen, zu vermissen. Auch scheide ich un-

\*) Deren Inhalt sich auf im letzten Märzheft behandelte Thematata bezieht. Ich habe die Kritik, die Herr Schaufal über Manns „Fiorenza“ veröffentlicht hat, nicht gelesen, weiß also nicht, ob sie zu einer Polemik zwang; da der Streit hier aber einmal begonnen hatte, durfte ich auch den zur Beendigung nöthigen Raum nicht weigern.

gestraft von Ihnen ohne die Versicherung, daß ein Hochachtungverhältniß zwischen uns vorliegt, oder die Kritik: „Es hat mich sehr gestreut.“

Nun erfährt der Verkehr, auch der schriftliche, jetzt wieder eine allmähliche Umwälzung, indem er sich, wie früher über größere Räume, so jetzt über weitere, über alle Gesellschaftsschichten ausdehnt. Da schreibe ich heute an eine an die gesellschaftliche Tradition gewöhnte, sie geschichtlich und gefühlmäßig würdige Person, morgen an einen Arbeiter, einen Bauern, einen Handwerker, heute an einen Deutschen, morgen an einen Ausländer. Mit den Meisten habe ich nur „sachlich“, nicht „gesellschaftlich“ zu thun. Viele kenne ich gar nicht. Wer den Einfluß eines solchen Briefwechsels auf sich spürt, fühlt sich durch die Starrheit, die Alleingiltigkeit der konventionellen Briefformen genirt. Es geht mir gegen den Geschmack, einen mir unbekanntem Arbeiter mit „Sehr geehrter Herr“ und „Hochachtungsvoll“ zu trakfieren; und ihm auch „Vasse ichs aber da weg und bringe es anderswo wieder an, dann stimmt die Sache nicht mehr; dann wird der wirkliche Sinn und Inhalt maßgebend für die Frage, wo ich konventionelle Formen anwende, wo nicht. Erweise ich dem einen mir Unbekanntem „Ehre“ und „Hochachtung“, so beleidige ich den Andern, selbst ohne sein Wissen, durch die Weglassung. Die Konvention wird zur Unschicklichkeit auf einem erweiterten und neutralen Verkehrsgebiet. Soll ein Brief das Kunststück darstellen, die Form des schriftlichen Gedankenaustausches zu sein, so muß der freie Geschmack ihn diktiert haben. Die Weglassung konventioneller Briefformen kann ein Ausdruck besonderer Achtung, das Gegenteil ein fühlbarer Ausdruck von Mißachtung sein.

Dresden.

Germann Häfner.

II. Sehr geehrter Herr Harden, gönnen Sie dem Herrn, dessen Leistung Sie „taum“ zu kennen versichern, um der „Vielen“ willen, für die er Heinrich Mann steht, eine Fußbreite neutralen Zukunftbodens. Glauben Sie ihm: genau so wie Sie selbst, Herr Harden, kann auch er das Gefühl begreifen, „Eines, der erwartet, von irgendwo her werde doch, müsse der sinnlosesten Schmäherei die Antwort erfolgen; und der vergebens wartet.“ Wie oft war er, ist er noch in dieser keineswegs neidenswerthen Situation! Besser vielleicht noch als Sie vermag ich Thomas Mann die ihm jedenfalls nicht so vertraute Empfindung einiger (hier freilich doch wohl nur vorübergehender) Isolirtheit nachzuempfinden. Und mehr: ich bin auch vollkommen im Stande, Heinrich Mann, dem ritterlichen Bruder, nachzufühlen, der schlankweg in die große Lücke springt, in Sachen der getränkten Ehre Fiorenzas die elegante Klinge mit einem Gegner zu kreuzen, dessen Ebenbürtigkeit ihm (einst wenigstens) nicht in Zweifel stand. Ich sehe sie, diese feine Klinge, die ich schähe, ich verfolge voll heimlicher Kennerwonne die merkwürdlichen Paraden, mit denen er mich ausfordert, die aus dem Handgelenk zuckenden Finten, mit denen er mich bedroht, aber: begreifen nun Sie, Herr Harden, der Sie also warm mit zu leiden fähig scheinen, „das Gefühl Eines, der vergebens wartet, von irgendwo her werde doch, müsse“ endlich der ersuchte Stoß erfolgen; „und der vergebens wartet“; begreifen Sie das Gefühl dieses Andern, der sich, heil und gesund wie vor dem Kampf, plötzlich als abgethan vom Epilogus aus der Bahn entfernt sieht. Muß er nicht glauben, ein Schemen habe ihm den Poffen gespielt, an seiner Statt plötzlich den Besiegten zu mimen? Da darf er denn wohl den Unparteiischen bitten, mit ihm zu rekapitulieren.

Sie sagen von Thomas Mann: „Er kanns ertragen. Er hat den ‚Tristan‘ und die ‚Buddenbrooks‘ geschrieben.“ Das sage ich auch. Nicht nur meine unbefangene Kritik einer mißlungenen Schöpfung kann der verehrte Autor des herrlichen „Tristan“, der (von mir

als einem der Ersten und seitdem immer wieder gepriesenen), „Buddenbrooks“ ertragen, sondern mehr noch: daß ihm Florenza, das Drama, mißlungen ist. Und Daß nur habe ich in jener „Schmäherei“ zu behaupten gewagt, habe ich darin zu beweisen unternommen. Nicht aber (und hier wende ich mich geradezu an den *Frater defensor*, den ich, trotz tiefgefühlten Einwänden gegen eine Epoche seines Schaffens, wie seinen Bruder Thomas hoch achte) aus Bornirtheit (ich nehme ihm von den scheltenden Lippen, das erlösende Wort), sondern in geistiger Freiheit darf ich den Beweis geführt zu haben glauben, in der Freiheit künstlerischer Werthung. Wie, frage ich demnach Heinrich Mann, wie kommt mir, dem „tüchtigen Seelenkenner“ (dankbar nehme ichs vom Beschäftigten an), der Verdächtiger zu dem trübsaligen Angriff? Wann, wo hätte ich so völlig zusammenhanglos irgendetwas, ihm, Thomas, dem Bruder, Jakob Wassermann, ein „Milieu verboten“? Wo fasse ich den Griff dieser meine kritische Thätigkeit mit dem Stigma einer wirklich „kündlichen Aesthetik“ bemakelnden Beschuldigung? Weil ich da und dort vielleicht etwas unsanft Masken geschüttelt habe, die Menschen zu sein vorgaben oder wähten? Wohl, ich habe dieses und jenes Produkt von unverkennbar artistischer Herkunft als Gewaltthatigkeit empfunden und bezichtigt. Den mancherlei Gründen nachspürend, habe ich bei läufig an den einen Kardinalfehler gerührt, daß dieser oder jener Autor Zustände, Situationen, Schichten darzustellen unternehme, die nicht geschaut worden, daher also auch mißrathen seien. Und sicherlich möchte man in dem Verstande manchen Autoren manches Milieu gern „verbieten“, dem sie nicht anders denn als unfreiwillig Parodisten Etwas abzugewinnen nach ihrer ganzen Artung in der Lage sind. (Womit beiseite jedoch nicht Heinrich Mann gemeint sein soll!) Aber habe ich jemals den traurigen Ruth aufgebracht, dem Könner, so lange er konnte, ganz äußerliche Grenzen seines Könnens vorzuschreiben? Und gar von vorn herein, wie es Heinrich Mann aus einer Briefstelle, scheint, mir deuteln will? Wann hätte meine immer und so auch diesmal, bei Florenza, auf den Kernpunkt, die innere Wahrheit eines Kunstwerkes, abzielende Beurtheilung eines Schaffenden in schnödes Postuliren und Distiren entartet sich mir unter der Hand verwandelt?

Seit Jahr und Tag bemühe ich mich, einem von Eliquen auseinanderregirten Publikum das Echthe vom Gemähte zu scheiden, und nun kommt mir ein Heinrich Mann mit dem „sinnlosen“ Anwurf, ich hätte dreist behauptet, „nur auf den Kreis seiner Herkunft und seines täglichen Umganges habe ein Dichter Rechte“! Dies wäre der Standpunkt meiner Florenzaablehnung? Kann mich, den inbrünstig das Schöpferische Ehrenden, der dem großen Glaubert Racheifernde wirklich bis an diesen Abgrund mißverstanden haben? Ich und die (von mir sattem verspottete) sogenannte „Heimathkunst“! Ich sollte also wohl, nach Heinrich Manns unsäglichlicher Unterschlebung, Keist, dem Herrlichen, seine Penthesilea, Heibel die Mariamme, Seredia die Kentaurin „verbieten“ mögen! Muß ich wirklich solcher „Kaidetat“ mit ernstlichem Widerspruch begegnen? Und mit meiner „Großmutter“ will Heinrich Mann diese seine seltsam besungene Meinung von dem Theoretiker Schaukal am Schaffenden beweisen? Das aus schmerzlichstem Erlebniß (Erlebniß im engsten, biographischen und im weitesten Verstande: der Mensch in seiner Zeit) geborene stille Buch soll um die Nobeliebe der (darin mit allen Waffen bekämpften) Umwelt wehen? Soll gar literarischen Tagesgrößen hinterdreinlaufen wie den „Briefen, die ihn nicht erreichten“ (von denen ich keine Zeile kenne) und „Jörn Uhl“ (den ich nach wenigen Seiten schon gelangweilt und geärgert für immer wegwarf)! Aus einer so willkürlichen Annahme aber dreht der irrgel leitete *defensor fratris maculati* mir vom Publikum die erdroffelnde Schlinge. Seinen unbegreiflichen Verdächtigungen zu Liebe bin

ich, „ein gegen die Verführungen der Zeit wehrloser Geist“, „natürlich der Letzte, der zur Kritik taugt.“ Heißt Das, für „Fiorenza“ sechsten? Der „Persönlichkeitwerth“, der Heinrich Mann nach dieser Schergen-Beweisführung „in „Großmutter“ steckt“, sei, „kurz bemerkt, ein zu dürtiger, um ihn an Thomas Mann zu messen“. Weil ich „Großmutter“ geschrieben (zur selben Zeit mit „Freisler“, nebenbei), läme ich als Richter Fiorenzas nicht in Betracht. Da wären wir! Der Schemen ist besetzt. Heil Dir im Siegertranz, Fiorenza, also brüderlich Beichirnte!

Aber nun endlich, über der Leiche des blassen Doppelgängers, tritt der Defensor sein lange verwahtostes Amt an: er wird sachlich; er spricht bewundernd von seines Bruders Drama. Mit liebevollem Einfühlen zeigt er mir und allen anderen Verehrern des Tristan-Dichters, was an innerlichem Erlebniß Thomas Manns die fünf Renaissanceakte enthalten. Ich glaube Heinrich Mann Alles, glaube ihm „den zum Dichter gewordenen Bürgerjohn“, der „daheim ist im Gemach, wo Lorenzo stirbt“, glaube ihm, daß Thomas Mann „um den Kampf weiß, der sich da vollendet, zwischen dem Schönschönbeter und dem Heiligen“. Mich dünkt, ich hätte dieses Erlebniß in meiner „sinnlojen Schmäherei“ selbst und sogar genetisch (an der Novelle „Gladius dei“) nachgewiesen. Was Heinrich Mann mich aber so wenig, wie die Dichtung „Fiorenza“ es vermocht hat, glauben machen kann, ist: daß all Das, Athem des organischen Gebildes, aus dem Drama sich künstlerisch überzeugend erhebe. Den Willen habe auch ich gelten lassen. Aber ich habe ein Versagen des schöpferischen Könnens an dem Liebe verweigernden Stoffe feststellen zu müssen geglaubt, habe, statt der lebendigen Bewegungen des besetzten Werkes, einen Automaten kopfschüttelnd betrachtet und, vertrauensvoll an den „Tristan“-Dichter denkend, verlassen. Daß Thomas Mann ein Renaissance-„Milieu“ aus sich heraus erschaffen könne, innerlich echt und durch das Blut verbunden mit dem Schöpfer, hat mir „Fiorenza“ noch nicht bewiesen; und Heinrich Mann mit seinem dankenswerthen Kommentar dazu meinem „einfachen Herzen“ auch nicht.

Wien.

Richard Schaukal.

III. Herr Richard Schaukal hält sich nicht für getroffen. Seine Sache. Mich hält er für befangen. Wer zweifelt daran? Befangen durch Jorn! Das hatte aber seine guten Gründe. Herr Schaukal war mit meinem Bruder befreundet; und war Der, der aus der Freundschaft den meisten Nutzen zog: der fortwährende Theilnahme an seinen zahlreichen und wenig gewürdigten Arbeiten erbat und entgegennahm. Als dann der schwerere produzierende Freund ihm nach langer Zeit wieder einmal ein Werk, „Fiorenza“, unterbreitete, blieb es still. Mein Bruder, dessen harte Kämpfe um dies Werk Richard Schaukal aus Briefen bekannt waren, fragte endlich leise an; und zurück kam vom Anderen: da ihm die ersten zwei Akte „nicht gefallen“ hätten, habe er den dritten noch nicht gelesen. Der dritte, lyrische, macht die Dichtung zu Dem, was sie ist. Mein Bruder fand sich allzu leicht genommen und schrieb den Trennungsbrief. Nach dem Brief hat Herr Schaukal auch den dritten Akt gelesen. Und ihn besprochen. Ich kann natürlich nicht beweisen, daß er ihn ohne den Brief unbesprochen, vielleicht ungelesen gelassen hätte. Seine Kritik ist jedenfalls von Einem, dem nicht so viel an der Ablehnung eines mißglückten Werkes liegt wie an der Niederlage seines Autors. Der muß als Besiegter und als Fraßhans dastehen. Jede Zeile der Kritik soll ihn kompromittiren. So schreiben, scheint es, abgedankte Freunde. Herr Richard Schaukal, der kein Analytiker ist, braucht sich nicht zu durchschauen und darf sich als Gerechten fühlen. Ich, dem die Dinge zufällig offen lagen, mußte seine Worte entwerthen: zunächst literarisch; und da er sich noch nicht zufrieden giebt, auch menschlich. Jetzt sind sie für mich erledigt.

Heinrich Mann.

## Das neue Opernhaus.

Es keine Hoffnung? Trotzdem die Niesenkuppel des Domes als warnendes Wahrzeichen himmelan ragt? Soll der persönliche Geschmack des Kaisers wieder allein entscheiden? Keulich lasen wir, der Bauplan habe nicht Wilhelms Beifall gefunden; und atmeten auf. Schnell aber kam die Enttäuschung. Nur der gewählte Platz, hieß es, passe dem Kaiser nicht; das alte Opernhaus solle stehen bleiben. Schon dieser Nachricht durften wir uns freuen. Berlin ist arm an ehrwürdigen Baudenkmalen und hat leider nun auch das Palais Nibern verloren. Ein Glück, wenn ihm, außer dem Museum, dem Zeughaus, der Hauptwache, dem Prinzessinnenpalais und der Hofbibliothek, Knobelsdorffs Opernhaus bleibt. Beide Architektvereine der Reichshauptstadt hatten darum gebeten; hatten öffentlich gefragt, „ob sich nicht ermöglichen lasse, das schöne und harmonische, von Friedrich dem Großen gewollte Gesamtbild, das die Straße Unter den Linden am Opernplatz bietet, auch der Nachwelt zu sichern“, und laut betont, „wegen seiner schlichten Würde sei das Opernhaus, insbesondere der Zuschauerraum in seiner vornehmen, festlich wirkenden Pracht, als eine Kunstschöpfung von hoher Vollendung zu betrachten“. In der Deutschen Bauzeitung hatte Wallé, in der „Zukunft“ Wallot für die Erhaltung gesprochen. Am Reichen hat vielleicht der Hinweis gewirkt, daß der Bauplan Fritzens eigenes Werk war; Knobelsdorff schrieb an den König: *J'ai l'honneur de présenter à Votre Majesté les plans de la maison de l'Opéra, qu'Elle a formés Elle-Même et dont il Lui a plu de me confier l'exécution*. Vielleicht hat sich der Enkel gesagt, er dürfe das vom größten Ahnherrn Gebaute nicht einfach niederreißen. Sicher ist trotzdem noch nicht, daß wir das Gedulde behalten; und die Presse sollte die Entwicklung der Sache mit wachsamem Interesse verfolgen. Fast noch wichtiger ist aber die Frage, wer den Auftrag zum Neubau bekommt, den größten Auftrag, der in Jahrzehnten zu vergeben sein wird.

Der Kaiser hat einen Mann gewählt, der dem Wiesbadener Hoftheater einen Neubau angefiel und das Berliner Schauspielhaus umgebaut hat. In Wiesbaden ist schlechte Garniernachahmung, ist, als habe ein Maurermeister den Stil der pariser Oper in sein nicht sehr geliebtes Deutsch übertragen. In Berlin ist ein kokettes Häuschen entstanden, von dem Schinkel sich mit Grausen wegwenden würde. Bunt, niedlich, eine Stätte für galante Schwänke und Plauderstücker allenfalls; nicht Melopomene's ernstes Reich. In Schinkels Grundmauern paßt diese Barbarenpugstube wie römischer Pomp in eine Protestantenkirche. Das haben wir nun; statt des schönsten, stillsten Theaterhauses, der in deutschen Landen zu finden war. Um diese Bazarmunder rasch unter Dach zu bringen, wurde der Kostenanschlag um siebenhunderttausend Mark überschritten. (Man sollte einmal zusammenrechnen, was in den letzten zehn Jahren für berliner Theaterumbauten, Oper, Schauspiel, Kroll, aus Staatsmitteln verbraucht worden ist; um solche Dingenkammern die Parlamentsrechnungsmänner sich aber nicht.) Und der Mann solcher Leistung, über die alle Sachverständigen einig sind, soll nun das Opernhaus bauen? Unsummen sind für den Dom, für das Kaiser Friedrich-Museum ausgegeben worden: und wer dem Fremden in Berlin heute eine Probe baumeisterlicher Kunst zeigen will, muß ihn vor Messels Häuser führen. Die gefallen dem Kaiser nicht; er soll über den Wertheimbau sehr unfreundlich gesprochen haben. Hälter Messel etwa für einen der schlimm „Modernen“, die er nicht aufkommen lassen will? Das wäre ein Irrthum. Den Modernsten ist Messel viel zu konservativ, viel zu sehr der Mann verständiger Tradition. Einerlei: er bekommt keinen Auftrag. Hilbrand und Klinger sind von der Denkmallieferung ausgeschlossen. Messel darf

an seiner monumentalen Aufgabe die Kraft erproben. Der ließe sich freilich nicht dreinreden. Der hat den einträglichen Bau des neuen Lindenhotels abgelehnt, weil ihm nicht erlaubt werden sollte, die Fassade des Palais Rebern zu bemahren. Der würde mit den vielen Millionen, die das Opernhaus kosten wird, aber ein Werk hinstellen, das sich auch vor verwöhnten Augen sehen lassen könnte. Deshalb dürfen wir nicht schweigen; müssen reden, so lange es Zeit ist. Außer Kessel haben wir Gabriel Seidl in München, Fischer in Stuttgart, Wallot in Dresden, Behrens in Düsseldorf, Licht in Leipzig, vielleicht noch manchen Andern. Warum muß der Untüchtigste zu einer Aufgabe berufen werden, die der Lebensraum jedes Künstlers ist? Weil der Kaiser ihn nicht untüchtig findet und gern mit dem bequemsten Mann arbeitet? Wirklich nur deshalb? Das allein soll entscheiden?

Schlüter, Gosander, Knobelsdorff, Gontard, Langhans, Schinkel, Persius, Stüler: Das sind die Männer, denen die Hohenzollern Bauaufträge gaben. Bessere waren nicht zu finden. Diese Bauherren hörten auf die Stimmen der Sachkundigen und schufen in Berlin und Potsdam drum Bauwerke, die heute noch sehenswerth sind. Was in den Tagen Frigens und seiner Erben zu erreichen war, kann heute nicht unerreichbar sein. Auch der Kaiser wird aufhören, wenn der Volkswille laut genug spricht. So darf es nicht weiter gehen. Berlin wird schon zum Gespött. Die paar anständigen Privatbauten genügen nicht, schützen die Hauptstadt des Reiches nicht vor dem Blick der Lächerlichkeit. Auf den Dom, das Friedrich-Museum, das Opernhaus wird man einst deuten und sagen: Die Männer, die diese Häuser gebaut haben, waren die stärksten Architekten ihrer Zeit; sonst wären ihnen ja nicht die größten Aufträge zugefallen. Das Stadtbild wird einsteht und das Ansehen deutscher Monumentalkunst geschmälert. Das Parlament könnte helfen. Dürfte nicht einen Pfennig bewilligen, wenn der Auftrag vorher vergeben ist. Der Kaiser und König hat das Recht, an der Entscheidung mitzuwirken. Natürlich. Doch er ist nicht der Bauherr, der nach völlig freiem Ermessen zu bestimmen hat. Er trägt ja nicht die Kosten, baut auch nicht für sich nur das Haus. Wünscht er einen Platz, der irgend möglich ist, so mag man seinen Wunsch erfüllen. Ob das Haus rechts oder links vom Brandenburger Thor steht, ist schließlich gleichgültig; und wenn das Neue Königliche Operntheater, das man mit großem Geldeaufwand nur völlig unbrauchbar gemacht hat, endlich verschwindet, ist zur Klage kein Grund. Hier aber handelt es sich um eine nationale Sache. Die Regierung muß Rechenschaft darüber geben, warum sie ihre Stahlplatten bei Krupp, ihre Kolonialwaaren bei Toppelskirch bestellt; ist die Frage unbeträchtlicher, warum ein Zufallsjüngling den wichtigsten Bauauftrag erhalten soll? Die sonst so gern öffentliche Meinenden brauchten nur Lärm zu schlagen, den Landtag, Magistrat und Stadtvorordnete (die in berliner Angelegenheiten doch mitzureden berufen sind) mobil zu machen: dann wäre noch Etwas zu erreichen. Der Auftrag kann ja noch nicht, jaest vergeben sein. Die Puppenallee, der Rolandbrunnen, der junge Kurfürst, Prinz Wilhelm, Wagner, Koltke, Moon, die Gräuelhäuser am Brandenburger Thor: ist denn noch nicht genug? Der Kaiser hat heftige Antipathien. Kein Wunder, daß er sich von ihnen leiten läßt, wenn sich kein Widerspruch regt, wenn ihm nicht so laut, daß er hören muß, gesagt wird, auch für das von ihm geschaffene Stadtbild werde er vor der Geschichte verantwortlich sein. Er hat den Geheimen Oberbau Rath Thne, einen achtbaren Epigonen, geodelt; wenn er ihn, dem er vertraut, auf Ehre und Gewissen fragt, ob der für den Opernhausbau gewählte Herr der für solche Aufgabe fähigste deutsche Baumeister sei, wird er sicher die Wahrheit erfahren. Ungefragt darf ein Hofarchitekt, ein persönlich verpflichteter Mann nicht sprechen. Wir dürfen. Wir räumen dem Kaiser das Recht seines Privatgeschmades ein, meinen aber, daß er sich da nicht durchsetzen darf, wo das Geld deutscher Bürger verwendet wird.



**Dampfplüge** bauen wir in den bewährtesten  
Constructions.  
**Strassenlocomotiven** und  
**Dampfstrassenwalzen** bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen  
Größen und zu den mässig-  
sten Preisen.  
**John Fowler & Co. in Magdeburg.**

## Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180. Ecke Taubenstrasse

**Wein-Restaurant**

Dejeuner à M. 2.—, Dinners, Soupers  
von M. 3.— an, sowie à la carte

**Beste Küche bei mässigen Preisen.**

**Bier-Restaurant**

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen  
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

**Fritz Otto.**

## Berliner Bock-Brauerei

Act.-Gesellschaft. Tempelhoferberg u. Chausseestr. 58.

### 68. Ur-Bockbier-Saison 1906

**Einzig! Täglich grosser Bock-Jubel! Original!**

Original-Bockbier in Flaschen und Gebinden

20 Flaschen für 3 Mark an Private.

Wiederverkäufern entsprechenden Rabatt.

☛ Nur echt in Morkflaschen mit 2 eingblasenen Böcken ☛

Telephon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2903, 2923.



## Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.

Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.



**Kupferberg  
Gold.**

Kupferberg Gold zeichnet sich durch gediegene Qualität, vorzüglichen Geschmack, durch seine leichte Art und große Bekömmlichkeit aus, und gilt deshalb unter Kennern ohne weiteres als der beste deutsche Sekt.

**Bank für Handel und Industrie.**

Bilanz per 31. Dezember 1905.

<b>Aktiva.</b>		M	P	M	P
I.	Börsengängige Effekten A: Bestand in verschiedenen Werten Börsengängige Effekten B: Aktien der Breslauer Disconto- Bank, der Ostbank für Handel und Gewerbe, der Nord- westdeutschen Bank, der Bayerischen Bank für Handel und Industrie und der Banca Marmorosch Blank & Co.	45,258,062	82	68,116,063	61
	Effekten C: nicht börsenmäßig notierte Werte . . . . .	21,858,006	79	5,915,062	12
II.	Disponible Fonds:				
	1. Wechsel . . . . .	94,960,699	34		
	2. Kasse und Koupons . . . . .	26,151,069	68		
	3. Guthaben bei Bankiers . . . . .	28,052,836	34		
	4. Reports und Lombards incl. Guthaben aus Konsortial- geschäften . . . . .	72,258,679	34	221,423,284	70
III.	Darlehen und Ausstände:				
	1. durch börsengängige Wertpapiere bedeckte Kredite . . . . .	118,464,928	88		
	2. durch anderweitige Sicherheiten, wie Bürgschaften, Hypothesen etc. bedeckte Kredite . . . . .	68,027,833	55		
	3. Nicht bedeckte Kredite . . . . .	38,506,283	45		
	4. Aval-Kredite . . . . .	16,638,491	93	225,019,045	88
IV.	Laufende Operationen . . . . .			46,308,391	44
V.	Kommanditen und dauernde Beteiligungen . . . . .			8,050,857	47
VI.	Mobilien und Immobilien . . . . .			9,723,034	08
VII.	Aktiv-Hypotheken-Konto . . . . .			577,671	—
				585,103,410	30
<b>Passiva.</b>		M	P	M	P
I.	Aktien-Kapital . . . . .			154,000,000	—
II.	Tratten und Avale:				
	1. Tratten . . . . .			88,903,573	94
	2. Avale . . . . .	16,638,491	93		
III.	Unerhobene Dividenden: von früheren Terminen . . . . .			22,026	98
IV.	Konto-Korrent-Kreditoren:				
	1. täglich fällige Verbindlichkeiten . . . . .	148,210,850	59		
	2. Verbindlichkeiten mit längeren Terminen . . . . .	147,779,519	84	296,990,370	43
V.	Reserve für die Mark-Noten der früheren Bank für Süd- deutschland . . . . .			167,900	—
VI.	Regulierungskonto Filiale Hannover (fällig 1906/11)			3,475,000	—
VII.	Reserven:				
	1. Allgemeine Reserve (gesetzliche Reserve)	19,000,000	—		
	2. Besondere Reserve . . . . .	10,500,000	—	29,500,900	—
VIII.	Gewinn- und Verlust-Konto: Gewinnsaldo . . . . .			13,044,539	95
				585,103,410	30

Gewinn- und Verlust-Conto für das 53. Geschäftsjahr 1905.

<b>Soll.</b>		M	P	M	P
I.	Geschäfts-Unkosten (hierin M 579,401,27 Steuern) . . . . .	6,356,021	34		
II.	Zuwendung an den Pensionsfonds . . . . .	200,000	—		
III.	Zuwendung an das russische Rote Kreuz (M 25,000.—) und an die durch Erdbeben Geschädigten in Calabrien (Lire 20,000) . . . . .	41,250	—		
IV.	Abschreibung auf Immobilien und Mobilien . . . . .	446,915	42		
V.	Uebertrag auf die Allgemeine (gesetzliche) Reserve . . . . .	1,000,000	—		
VI.	Uebertrag auf die Besondere Reserve . . . . .	1,500,000	—		
VII.	Gewinn-Saldo . . . . .			13,044,539	95
				22,588,726	71
	<b>Verwendung des Gewinnes:</b>				
	1. Dividende pro 1905 von 8% . . . . .	12,320,000	—		
	2. Tantième des Aufsichtsrats . . . . .	431,200	—		
	3. Gewinn-Vortrag . . . . .	243,339	65		
				13,044,539	95
<b>Haben.</b>		M	P	M	P
I.	Zinsen von Wechseln, Guthaben bei Bankiers, Reports, Darlehen und Ausständen, sowie einschliesslich der Eingänge auf Effektenkonto B pro 1904, abzüglich der gezahlten Zinsen . . . . .	6,460,168	20		
II.	Provisionen, abzüglich der gezahlten . . . . .	5,139,746	15		
III.	Gewinne aus Effekten incl. Zinsen . . . . .	4,018,648	08		
IV.	Gewinne aus Finanzoperationen incl. Zinsen . . . . .	5,091,513	24		
V.	Gewinne aus Kommanditen und dauernden Beteiligungen incl. Zinsen . . . . .	1,040,487	25		
VI.	Valuten-Gewinne . . . . .	584,380	54		
VII.	Diverse Eingänge . . . . .	65,219	77		
VIII.	Gewinn-Vortrag von 1904 . . . . .			181,643	48
				22,588,726	71
	<b>Gewinn-Saldo . . . . .</b>			13,044,539	95
				13,044,539	95



Regelmässige  
Schnell-Postdampfer-Verbindungen

von  
**BREMEN**  
nach  
**AMERIKA**

New-York <sup>über Southampton · Cherbourg</sup>  
LONDON PARIS

Baltimore · Galveston · Cuba

Süd-Amerika · Brasilien · La Plata

Mittelmeer · Aegypten

Ostasien · Australien

Specialprospecte werden auch von  
sämtlichen Agenturen **kostenfrei** ausgegeben

**Norddeutscher Lloyd**  
**Bremen**

## Die französische Revolution

von

Thomas Carlyle

Neue illustrierte Ausgabe

Herausgegeben von Theodor Rehtwisch

Mit etwa 500 Illustrationen, Porträts, Karikaturen und Autographen nach  
Gemälden, zeitgenössischen Kupfern, seltenen Originalen u. Handschriften.

Erscheint sieben in 40 wöchentlichen Lieferungen (Lexikonformat) zu je 50 Pfennig.

Jede Buchhandlung legt die erste Lieferung vor!

Verlag von **Georg Wigand**, Leipzig, Seeburgstr. 100.

   
**Probierbrief** zum Selbstunterricht in der  
Nationalsteno-graphie kostenlos vom  
Stenographischen Verlag, Liegnitz 74.

### Tarragona Portwein Ia

in Karbf. (4 1/2 Fl. Inh.) zu **Mk. 5.70**. Zu-  
sendung frei u. auf m. Gefahr. Spezialität von  
Cpt. C. Au., Müller, Ratz-burg (Launbg)

## Diabetes!

Bauer'sches Spezial-Institut für Diabe-  
tiker, Koetzschbroda Sachsen. Neues  
kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes  
praktisch bewährtes **Heilverfahren**

	<b>Berliner-Theater-Anzeigen</b>	
--	----------------------------------	--

**Deutsches Theater**Anfang 7 $\frac{1}{2}$  Uhr.

Charfreitag: Geschlossen.

Sonnab., d. 14., Sonntg., d. 15. u. Montag d. 16./4.

**Der Kaufmann von Venedig.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

**Neues Theater**Anfang 7 $\frac{1}{2}$  Uhr.

Charfreitag: Geschlossen.

Sonnabend, d. 14./4. Cäsar u. Cleopatra.

Sonntag, d. 15./4. Ein Sommernachtstraum.

Montag, den 16./4. Erdgeist.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

**Berliner Theater.**

Charfreitag: Geschlossen.

**Gastspiel der Schlierseer.**

Sonnab., d. 14./4.

7 $\frac{1}{2}$  Uhr.Sonntag, den 15./4. 7 $\frac{1}{2}$  Uhr. **Première:****Die Sommerfrischen.**

Montag, d. 16./4.

7 $\frac{1}{2}$  Uhr.**Die Sommerfrischen.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

**Thalia-Theater.**

Freitag, d. 14./4.

8 Uhr.

Sonnabend, d. 14./4. 8 Uhr.

Gastspiel d. Lustspielhauses **Nora.**

Sonntag, den 15. und Montag, den 16./4. 8 U.

**Hochparterre links.**Sonnab., d. 15. Nachm. 3 U. **Der Hochtourist.**Montag, den 16. Nachm. 3 $\frac{1}{2}$  U. **Charleys Tante.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

**Theater des Westens.**

Charfreitag, den 13./4.

8 Uhr. **Flauto.**Sonnab., d. 14. u. Montag, d. 16./4. 7 $\frac{1}{2}$  Uhr.**Die vier Grobiane.**Sonntag, den 15./4. 7 $\frac{1}{2}$  Uhr.**Schützenlied.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

**Kleines Theater.**

Charfreitag: Geschlossen.

Sonnab., d. 14./4.

8 Uhr. **Das vierte Gebot.**

Sonntag, den 15./4. 8 Uhr.

**Hille Bobbe. Unverschämt.**Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Nachtasyl.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

**"Lustspielhaus" in Berlin**

Direction: Dr. Martin Ziekel, Friedrichstr. 236

Charfreitag: Geschlossen.

Sonnabend, den 14./4.

8 Uhr. **Jugend.**

Sonntag, den 15. u. Montag, den 16./4. 8 Uhr.

**Die von Hochsattel.**Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Jugend.**Montag, Nachm. 3 Uhr. **Logenbrüder.**

Die weiteren Tage siehe Anschlagssäule.

**Trianon-Theater.**Sonnab., d. 14./4. 8 U. **Das Ende d. Liebe.**

Folgende Tage

Abds. 8 Uhr. **Loulou.****Weinstuben Alte Eremitage**

Eingang Unter den Linden 31 u. Rosmarienstr. 2.

**Salons à part**

Warme Küche die ganze Nacht

Fernsprecher 1, 6048.

Karl Kummer.

1855 gegr.

**MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG**

Oegr. 1855

für

**Speise-, Herren- und Schlafzimmer****E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62**

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

	<b>Berliner-Theater-Anzeigen</b>	
--	----------------------------------	--

**KOMISCHE OPER**Direktion: **Hans Gregor.**Charfreitag: **Geschlossen.**

Sonnabend, den 14. April und Sonntag, den 15. April, Abends 8 Uhr.

**Hoffmanns Erzählungen.**Montag, den 16. April, Abends 8 Uhr. **Figaros Hochzeit.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

## Cabaret

### Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

**Luisen-Theater.**Charfreitag: **Geschlossen.**Sonnab., den 14./4. **Die Haubenlerche.**  
Sonntag, den 15./4. **Ein Sommernachts-  
traum.** Montag, den 16./4. **Robert und  
Bertram.** Anfang stets 8 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr:

**Auf, in's Metropol!**Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz  
in 9 Bildern von **Julius Freund**  
Musik von **Victor Hollaender.**Bender. Giampietro.  
Joseph. Frid Frid.  
Massary. Steidl, Lilly Walter.**Passage-Theater.****Lucie König, Corradini.**

Marka Freya u. 4 weitere. Sonnt. Anfang 8 Uhr.

**Restaurant und Bar Riche**

Unter den Linden 27.

Dejeuners \* Dinners \* Soupers

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

**Weinrestaurant Grabsch**

Inhaber: Emil Grabsch

BERLIN NW. 7, Dorotheenstrasse 92-93

Fernsprecher Amt 1, 993

Exquisite Küche Gutgepflegte Weine  
Frühstücks-Buffer II-4.

Die Hypotheken-Abteilung des

**Bankhauses Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen  
Beleihung zu zeitgemäßem Zinsfuss nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber  
völlig kostenfrei

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

# „Krian“ Vorstenlanden (Fehlfarben)

hervorragend schöne milde 8 Pfg.-Zigarre. Ziemlich grosse Fassung, recht aromatische Qualität, guter Brand.

Kiste mit 300 Stück Inhalt nur Mk. 15,80 franko.

Muster werden nicht abgegeben, dagegen Umtausch oder Zurücksendung gestattet.

## Engelhardt & Rube, Bremen C.

Zigarren-Fabrik. Gegründet 1882.

## Detektiv- und Auskunfts-Bureau „Greif“

HANNOVER Georgstr. 16<sup>7</sup> - Teleph. 900.

Ermittlungen, Überwachungen, Familien-Auskünfte auf jed. Platz. — Empfohlen von Juristen u. ersten Firmen.

Zweite vermehrte Auflage.

Dr. W. Rudeck,

### Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

514 Seiten m. 58 interess. Illustrationen 10 M.

Leinwbd. 11,50 M., Halbfz 12 M.

Offenbart sich diese göttliche Rücksichtslosigkeit und völlig schmerzlose Nacktheit genügend im Text, so bedauern wir nur die Wahl des Titels, welcher d. Gesch. der öffentl. Unsittlichkeit hätte heissen müssen. Dies Werk enth. d. beste Satire der gut. alten Zeit u. zeigt d. moralischen Fortschritt geg. früher\* (Berl. Klin. Monatschr.)

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sitten-geschichtl. Verlag gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30.,  
Habsburgerstr. 10

Schlossbrauerei Schöneberg

Schlossbräu  
in Syphons  
à 5 Ltr.  
Mk. 1.50



Schlossbrauerei Schöneberg  
BERLIN W.

Teleph:  
Amt 9  
No. 9122.

## Schriftsteller!



Bekannter Verlag überm. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Accus. günst. Beding. Off. unt. B. N. 205. an Meissonstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Niemand kauft wieder

## Spielwaren



ohne d. letzt. Nennens v. Carl Brandt Jr. Gössnitz S.-A. gefragt zu haben, in allen bes. Spielwaren-Geschäften erhältl.

**VERFASSER** v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.  
16, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.  
Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand.

Wie gewinnt man neue Lebensfreude? oder das Sexual-Nerven-System des Menschen und dessen Aufreicherung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

## Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein illustrierter Prospekt bei des  
**„Gasthaus zum weissen Hirschen“** in Schwarzburg (Thüringen).  
 Wir bitten dem Prospekt freundlichst Beachtung schenken zu wollen.

# Berliner Handels-Gesellschaft.

## Bilanz vom 31. Dezember 1905.

<b>Soll.</b>	M	P
Kassa-Konto: Bestände der Hauptkasse und der Kuponkasse	19 550 827	80
Effekten-Konto: Bestand an eigenen Effekten	20 349 207	40
Effekten-Report-Konto: Reports und Lombardvorschüsse auf Effekten	41 578 973	05
Wechsel-Konto	69 428 001	40
Hypotheken-Konto	211 384	70
Grundstücks-Konto einschliesslich Behrenstr. 33	2 607 383	45
Bankgebäude Behren-Strasse 32 und Französische-Strasse 42	3 545 779	15
Konsortial-Konto	44 028 416	40
Kontokorrent-Konto: Debitoren	176 238 102	70
Pensions-Kasse der Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft		
Effekten-Bestände	2 116 402	60
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft		
Effekten-Bestände	194 837	50
	379 852 316	15
<b>Haben.</b>	M	P
Kommandit-Kapital-Konto	100 000 000	—
Gesetzlicher Reservefonds	29 000 000	—
Tratten-Konto	64 107 749	15
Kontokorrent-Konto: Kreditoren	172 658 139	05
Gewinnanteil-Konto: Rückständige Gewinnanteile	12 401	70
Pensions-Kasse der Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft		
Vermögensstand	2 135 148	30
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft		
Vermögensstand	214 370	25
Gewinn- und Verlust-Konto: Reingewinn	11 724 507	70
	379 852 316	15

## Gewinn- und Verlust-Rechnung vom 31. Dezember 1905.

<b>Soll.</b>	M	P
Verwaltungskosten	1 806 614	70
Steuern	607 861	70
Reingewinn	11 724 507	70
Verteilung des Reingewinns.		
4% Gewinnanteil auf das Kommandit-Kapital von 100 000 000 M	4 000 000.—	
Abschreibung auf das Bankgebäude (tantiemefrei)	545 779.15	
Zuwendung an die Pensionskasse der Angestellten (tantiemefrei)	50 000.—	
Tantieme des Verwaltungsrats	406 183.40	
Tantieme der Geschäftsinhaber	812 326.70	
Tantieme der Prokuranten und einzelner Angestellter	371 835.—	
5% weiterer Gewinnanteil auf das Kommandit-Kapital von 100 000 000 M	5 000 000.—	
Gewinnvortrag auf neue Rechnung (tantiemefrei)	538 343.45	
	M 11 724 507.70	
	14 138 984	10
<b>Haben.</b>	M	P
Vortrag aus 1904	350 005	85
Zinsen-Ertrag abzüglich der gezahlten Zinsen	4 948 157	75
Zinsen-Ertrag der Wechsel einschliesslich der Kurs-Differenzen auf Devisen und Sorten abzüglich der gezahlten Zinsen und des Diskonts auf den Bestand	2 128 896	95
Gewinn aus Konsortial- und Effekten-Geschäften	3 535 977	35
Provisionen	3 160 056	20
	14 138 984	10

## Berliner Handels-Gesellschaft.

Die Geschäftsinhaber.

In No. 47 der Klinisch-therap. Wochenchrift sagt Professor E. Pro-meyer, Berlin, über Etzeme, die einer rein äußeren Behandlung hartnäckig trotzen und deutlich in Beziehung zur harnsauren Diathese stehen, wie folgt: Erst wenn man eine antigichtliche Diät anordnet (mäßiges Essen mit Bevorzugung der grünen Gemüse, wenig oder gar keinen Alkohol), neben Darreichung eines geeigneten Brunnens, Bachingen, Sidsy, besonders Salz-schlitzter Bonifaciusbrunnen, gelingt es, dauernde Resultate bei der äußeren Behandlung dieser Etzeme zu erreichen.

Druckachsen frei durch die Vadebirektion Salzsäure.

Dr. med. Hofmann's  
Kuranstalt für

## Herzkrankte

**BAD NAUHEIM** b. Frankfurt a. M., Bismarckstr. 1 O., gegenüb. des städt. Rathhauses.  
Ambulante Behandlung — Sanatorium. Gesult. Art: Dr. med. A. Smith,  
Väterlichen Rathsch. a. Bodeker. Leiter: Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann.

**S**anatorium  
Myllisch geschützte Lage  
inmitten herrlich. Buchen-  
waldes. Vornehm ein-  
gerichtete Räume. Individuelle  
Behandlung von  
Nerven- Magen- und

**F**inkenwalde bei Stettin  
Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Zucker-  
krankheit. Elektrische (Licht) Bäder, Bestrah-  
lungstherapie, Vibrationsmassage, Thuro-  
Brand'sche Massage, Dampf-Heissluftbäder,  
Heilgymnastik, Licht- Luft- und Sonnenbäder,  
Liegebette, Tennisplatz. Prospekte durch den

leitenden Arzt Dr. med. **Fritz Bahrmann.**

## Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.

### Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.



## Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.  
Naturheilanstalt 1. Ranges mit allem Komfort  
nach Dr. Lahmann. Auch für Erholungs-  
bedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil.  
zur Behandlung von Frauenkrankheiten.  
2 Aerzte, 1 Aerzlin. Dir. Otto Wagner.

Zu Frühjahrskuren infolge milder Lage ganz besonders geeignet.

Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

Heilstätte  
für

## Herzkrankte

Dr. med. Tilliss. \*

Berlin W.,  
Tauenzienstrasse 19 b

Voller Ersatz für Nauheim.

Prospekte frei.

Für

## Blutarme, Nervöse

**Dr. Klopfer-Gludin** (Weizen-Lecithin-EIWEISS).  
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.  
In Apotheken, Drog. —————  
Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Inserionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.



Das Beste vom Besten ist  
**Dr. Alberti's** einzig echte  
**Puttendörfersche**

**Schwefelseife**

Waschen Sie sich nur mit dieser  
**seit mehr als 50 Jahren**  
 rühmlichst bekannten **Toiletteseife**

Gegen rauhe, spröde, fleckige Haut, beseitigt  
 Sommersprossen etc. und ist unerreicht zur  
 Erzielung einer zarten, sammetweichen Haut.

Preis à Paket mit 2 Stück 50 Pf.  
 — 3 Pakete nur M. 1.25

Erzielt  
 schon  
 nach  
 kurzem  
 Gebrauch

schon  
 zarte  
 jugend-  
 frische  
 Haut

Zu beziehen durch die Fabrik  
**F. W. Puttendörfer, Berlin W. 30, Frobenstr. 21**

**„Observer“** Unternehmen für  
 Zeitungs-Ausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4.  
 Best alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-  
 und Wochenschriften aller Staaten und ver-  
 sendet an seine Abonnenten

Zeitungs-Ausschnitte  
 über jedes gewünschte Thema.

**Prospecte gratis.**

Sanatorium für  
**Hautkrankheiten und Kosmetik**  
 Park gg. Palastgarten, Austliche Prospekt bei  
 Leipzig, Dr. med. M. Jhle.

Jeder Nervenleidende lese d. Broschüre  
 „Ein grosser Fortschritt auf d. Gebiete  
 der Heilung sämtlicher Gemüts- und

**Nerven-**

leiden\*, wie Nervosität, Schwermut,  
 Schlaflosigkeit, Angstgefühl, Schwindel-  
 anfälle, nervöse Kopfschmerzen, Ge-  
 hirschschwäche, Epilepsie. Gegen Ein-  
 sendg. von 20 Pf. in Briefm. franko zu  
 beziehen durch Apotheker Bässgen  
 in Büsingen a. Rh. 40. (Baden).

**HOTEL WILHELMSHO**  
 BERLIN W, Wilhelmstr. 44  
 10 Minut v. Anst. u. Potsd. Bhd.  
 Verköstigt ruhig, komfortable Zimmer.  
 Frau Vollhorth, H. o. d. r.

**Schockethal** bei  
 Cassel.  
 Hervorragende Kuranstalt für natürliche  
 Heilweise. Gr. Erfolg. Winterkuren. Prosp.  
 Tel. 151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

**Sanatorium Dr. Passow** Meiningen  
 i. Thüringen  
 für Nervenkrankh. u. Entziehungskuren.  
 Moderne physikalisch-diätetisch geleitete An-  
 stalt mit familiärem Charakter. Besitzer:  
 Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assiat.

**Alkohol-Entziehungskuren**

Kuranstalt Rittergut Nimbsch a. Bober  
 Post Reinswalde, Kr. Sagan in Schlesien  
 (früher Rittergut Niendorf a. Sch.) Ge-  
 gründet 1895. Prospekt frei.

Sanitätsrat Dr. Lerche,  
 Alfred Smith, Rittergutsbesitzer.

**Technisch-Orthopädische Heilanstalt**  
**Georg Hessing, Gross Lichterfelde-Ost,**  
 Wilhelmstr. 36a.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: Hüft-, Knie- und  
 Knöchelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule,  
 von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhaisers,  
 Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbel-Säule,  
 Verkrümmungen nach Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-  
 Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

Verlag von Theod. Thomas in Leipzig, Talstrasse 13.

Seeben erschienen!

Bedeutende Novität!

# Waffen, Capital, Arbeit

von

**Dr. Eugen Dühring.**

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage von „Capital und Arbeit.“

Preis brosch. M. 3.50, gebd. M. 4.25.

Kürzlich erschienen von Eugen Dühring in demselben Verlage:

## Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres und die Abstreifung alles Asiatismus.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Preis brosch. M. 4.50, gebd. M. 5.50.

## Logik und Wissenschaftstheorie

Denkerisches Gesamtsystem verstandessouveräner Geisteshaltung.

Zweite, durchgearbeitete und vermehrte Auflage.

Preis brosch. M. 10.—, gebd. M. 12.—.

## Die Ueberschätzung Lessing's und seiner Befassung mit Literatur.

Zugleich eine neue kritische Dramatheorie.

Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage.

Preis brosch. M. 2.50, gebd. M. 3.25.

Prospekte mit ausführlicher Inhaltsangabe stehen über diese Werke allen Interessenten gratis und franko zur Verfügung.

... Lange, nachdem der gewaltige Bismarck nur mehr der Geschichte angehören wird, werden Dühring's Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht in vollem Leben erhalten bleiben, werden für unabsehbare Zeiten einen Markstein bilden für die Veredlung menschlicher Geistesführung."

Paul Paecher in seiner „Politik“ (August 1905).

... Dühring gilt selbst in den bezüglich Aufklärung rückständigen Kreisen als energischer Denker eigener Art; wer aber seine Werke und sein geistiges Schaffen genauer kennt, wer in die wunderbare Tiefe seiner Gedanken intimer eingedrungen und von den innersten Triebkräften seines immer nur auf das Universelle gerichteten Strebens etwas gespürt hat, der ist sich vollkommen darüber klar, dass weder die alte noch die neue Zeit unter ihren Geistesheroen etwas Ebenbürtiges aufweisen kann.

Dr. Emil Döll in einem längeren Aufsatz.



Der anerkannt beste Kneifer: Der orthozentrisch **„Ideal“** nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Die Neueste Feder und Stege sind eins. Beseitigt Schiel durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Von verblüffend. Einfachheit. Sitz sehr fest u. korrekt. Von hervorr. Aerzten empfohlen. **Orthozentrische Kneifer** Ges. m. b. H., Potsdamerstr. 132. Man kauft auf firms u. Kassenzettel zu zahlen.

## Herrenzimmer- u. Privatbureau



sowie **Kanzlei- und Contor-Möbel- und Einrichtungen.**

— Nur erstklassige Fabrikate! —

**Shannon-Registrator & Co.**

Aug. Zeiss & Co.,

Centrale: Berlin W., Leipzigerstrasse 1261.

Erste und älteste Firma dieser Branche in Europa. Höchste Auszeichnungen auf allen Weltausstellungen.

**Goldene Medallien: Paris 1900 und St. Louis 1904.**

Telephon: Amt 1, 8751.

Kataloge kostenlos!

## Automobil-Verleih-Geschäft

**Modernste grosse Luxusautomobile**

4-7 sitzig für Reise Jagd und Geschäft pro Stunde 7-10 Mark.

Amt IV. 5791. **Karl Mehlor, Berlin SO., Köpenickerstr. 98.**

## Restaurant Hundekehle im Grunewald

**Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine)** täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen. **Bier-Abteilung:** Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. **Original Pilsner - Weihenstephan - Berliner Hoekbrauerei.**

Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

**Hermann Otto, Hoflieferant.**

**VINS DE CHAMPAGNE**

DE LA MAISON

**Ch. Gardet & Co.**

d'Épernay (Marne)

General-Vertreter für Deutschland und Oesterreich-Ungarn

**Kahn & Winter**  
in Wien,

1. Canovagasse 7,

— Palais Rothschild. —

Agenten werden gesucht.

Für Gesellschaften, Skat etc.!

**Camphausen-  
Tönnchen-Siphon**

8 Liter Inhalt



Füllung Mk. 3.— franco Haus.  
**F. & M. Camphausen, Berlin S. W.**  
Breslau, Hannover, Stettin.

Geeignete Biere auch in 1/2, 3/4, 1 Literfässchen.



*3 1/3* Rund  
*Millionen Flaschen*

**HENKELL-  
TROCKEN**

*Turmhoch*

auch quantitativ steht unser

**„Henkell Trocken“**

über allen deutschen Sektmarken.

Unsere Füllung im Jahre 1905 von rund  $3\frac{1}{3}$  Millionen Flaschen, genau 3,321.485 Flaschen, schlägt die zweitgrösste deutsche um fast das Doppelte und übertrifft ferner die Produktion der meisten bekannten französischen Champagnermarken um Bedeutendes!

**Henkell & Co., Mainz**

Gegründet 1832.